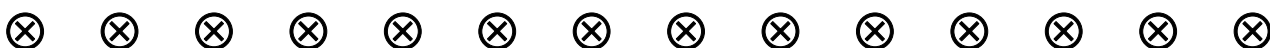


## Clarissa Hyde Nr. 65

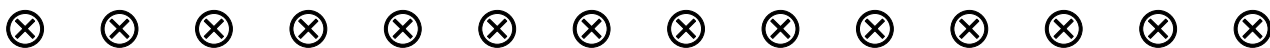
Teil 1 von 2

### **Infiziert mit dem Bösen**

von Thorsten Roth



Ich hatte meinen Kampf mit diesem Dämon schon fast vergessen, so lange war es inzwischen her. Doch nun sollte ich ihn wiedertreffen, tief in der Vergangenheit, wo er noch viel stärker und gefährlicher war und mich und meine Freunde in eine verzweifelte Lage brachte, aus der es keinen Ausweg mehr zu geben schien.



„Nein, das doch nicht, das sieht ja furchtbar aus“, hörte ich Terry sagen, und musste lachen.

Nein, es bestand keine Gefahr, wir waren nicht von Dämonen umzingelt, die uns töten wollten. Ich war mit meinen Freunden einkaufen und Tommy hatte sich zum wiederholten Male den Unmut seiner Freundin zugezogen, weil seine Kleiderwahl nicht der Terrys entsprach. Doch am besten erzähle ich einfach mal der Reihe nach.

Tommy war zur Hochzeit eines guten Freundes eingeladen, Terry sollte ihn als seine Freundin begleiten. Für meine beste Freundin natürlich ein ganz besonderer Anlass. Zusammen mit dem Mann, den sie liebt, auf eine Hochzeit zu gehen und dabei vielleicht noch den Brautstrauß zu fangen, das war schon etwas nach ihrem Geschmack.

Und selbstverständlich galt es für diesen speziellen Anlass eine geeignete Garderobe auszuwählen. Gestern hatten sich Terry und Tommy zusammen seine Optionen, das heißt seine eigenen Anzüge, angesehen. Da sie nun beim Shoppen waren, könnt ihr wahrscheinlich erraten, wie Terrys Prüfung ausgefallen ist.

Deutlich mehr als eine Stunde waren wir jetzt unterwegs, inzwischen waren wir schon im dritten Laden, wovon es in London aber schließlich auch genug gab. Tommy war schon ziemlich genervt, es war auch schwer, seiner Freundin etwas Recht zu machen. Terry war sonst keine Perfektionistin, aber wenn es um den gemeinsamen Eindruck auf einer Hochzeit ging, konnte sie ihre Wesenszüge auch gewaltig umstellen.

Ich war mir selbst noch nicht so sicher, ob ich mich langweilte oder nicht, denn bisher war es auch recht unterhaltsam gewesen. Tommys genervter Ausdruck, wenn Terry wieder etwas nicht passte, auf der anderen Seite ihr Enthusiasmus, beides schon einigermaßen amüsant. Doch inzwischen tat mir Tommy auch ein wenig Leid, so hoffte ich, dass die Beiden endlich das Richtige finden würden.

Viel Hoffnung hatte ich nicht, wenn ich Terrys bisherige Reaktionen in die nahe Zukunft projizierte, aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt. Diesmal hatte Terry selbst aktiv in die Auswahl eingegriffen und einen schwarzen, matten Anzug ausgewählt, der Tommy jetzt hoffentlich auch noch passte.

Und tatsächlich, er passte nicht nur, unser Freund sah darin aus wie ein Dressman. Tommy sah ja normalerweise auch nicht schlecht aus, was auch Terry in diesem Moment offenbar dachte, als sie ihren Freund lange prüfend ansah. Und dann kamen die magischen Worte wie eine Erlösung.

„Ja, das sieht gut aus, so kannst du dich unter die Leute auf der Hochzeit wagen.“

Eine Pause trat ein, in der ich kurz dem Himmel für sein Einsehen dankte. Aber noch war der Kampf nicht endgültig entschieden, denn Terry sprach weiter.

„Aber er muss dir natürlich auch gefallen, Tommy ....“

Wieder eine Pause, eine gefährliche Pause. Tommy schaute ein wenig konfus in die Gegend, offenbar wusste er nicht, was er sagen sollte. Der Anzug war bestimmt sehr teuer, sicherlich hatte er vorher andere Vorstellungen vom späteren Preis eines einfachen Anzuges gehabt. Aber wenn er jetzt nicht schnell eine positive Entgegnung fand, würde der Kampf von vorne losgehen. Und dann vielleicht noch erbitterter geführt als bisher.

Ich suchte den Blickkontakt, zum Glück stand ich hinter Terry, die mich dabei nicht sehen konnte. Und ich hatte zusätzlich das Glück, dass Tommy zu mir schaute und mein dauerhaftes, rhythmisches und hoffnungsvolles Nicken einfach sehen musste.

„Ja, ganz nett, ist OK!“, sagte er, vielleicht nicht gerade die magischen Worte, aber doch hoffentlich gut genug.

„Nur OK findest du, was sagst du dazu, Clarissa?“

Ich hatte nicht damit gerechnet, von Terry angesprochen zu werden, die sich dabei auch noch zu mir umdrehte. Und ich war noch wie verrückt am Nicken, was ich in letzter Sekunde beenden konnte. Hoffentlich wippte mein Kopf nicht noch nach, als ich schnell ein „Super, den solltet ihr nehmen!“, aus mir herausquälte.

„Ja, das machen wir. Ich kümmere mich ums Bezahlen, du kannst es mir hinterher zurückgeben, Tommy.“

*Puh*, dachte ich nur, das hatten wir geschafft. Terry war glücklich mit ihrer Entscheidung und Tommy kam mit einem gehauchten *Danke* zu mir. Er wusste noch nicht, ob ihm der Anzug gefallen sollte, aber er war froh, dass die Suche endlich beendet war.

Das Umziehen ging so schnell, dass wir schon zwei Minuten später wieder draußen am Rand der Oxford-Street standen. Es war früher Nachmittag und ging gerade auf 15 Uhr zu, eine gute Zeit zum Einkaufen. Die meisten Berufstätigen waren noch bei der Arbeit, die Straßen nicht so überfüllt und die Sonne schien und beschenkte London mit einer angenehmen, spät frühlinghaften Wärme.

„Gut, das hätten wir, lange genug hat es gedauert. Tommy ist versorgt, aber ich brauche nun auch noch ein neues Kleid“, stellte Terry fest und erntete überraschte, fast erschrockene Gesichtsausdrücke dafür von uns.

„Du hast doch so viele tolle Kleider für solche Anlässe, ist da denn nicht das Richtige dabei?“, fragte ich zurück, wobei ich das ungute Gefühl bekam, etwas völlig Falsches damit gesagt zu haben.

„Clarissa, man merkt, dass du noch nicht oft zu solchen Anlässen eingeladen warst. Da kam man nicht einfach ein altes Kleid anziehen, so kann man sich nicht in der Öffentlichkeit sehen lassen!“

Terry erzählte noch ein wenig weiter, wobei ich gestehen muss, dass ich gar nicht mehr genau inhörte. Okay, ich hatte so eine Art Todsünde begangen, überhaupt diese Möglichkeit vorzuschlagen, dafür musste ich büßen. Und ich fand auch gleich eine Option, dies geeignet zu tun.

„Du hast ja Recht, Terry, natürlich. Gerne helfe ich dir auch bei der Suche, aber wollen wir nicht erst mal eine kleine Pause machen, die haben wir uns verdient. Gehen wir doch in das Café hier, ich gebe eine Runde Cappuccino für uns aus.“

Terry überlegte kurz, Tommy schickte derweil ein Stoßgebet zum Himmel, wie ich es vorher schon getan hatte. Und wir hatten Glück.

„Okay, einverstanden, eine Pause und ein warmer Kaffee würden mir jetzt auch guttun.“

Es fehlte nicht viel, und Tommy und ich hätten uns in Terrys Rücken abgeklatscht, so zufrieden war er mit meiner Lösung. Bestimmt würde er bald eine Möglichkeit finden, sich vor der weiteren Shoppingtour zu drücken, er wurde ja auch nicht mehr unbedingt gebraucht. Ich würde dieses Glück nicht haben, als beste Freundin erwartete Terry von mir, weiter dabei zu sein. Und ich konnte sie dabei auch nicht enttäuschen.

Meine Freunde nahmen schon an einem der Tische Platz, während ich den Kaffee an dem Selbstbedienungsschalter organisierte, um anschließend das Tablett zum Tisch zu transportieren oder besser zu jonglieren.

Es war ein gutes Gefühl, wie der heiße Cappuccino die Kehle herunter rann, er schmeckte auch einfach sehr gut. Die letzte Woche hatten wir eher schlechtes Wetter gehabt, da waren das warme Getränk und das heutige Wetter doch eine erfreuliche Abwechslung.

„Was gibt es eigentlich Neues vom Thriller-Land?“, fragte Terry plötzlich und sprach damit ein sehr aktuelles und gleichzeitig sehr unklares Thema an.

Etwas mehr als eine Woche war es jetzt schon her, als wir dem Vergnügungspark, der mit der Angst der Menschen spielen wollte, einen Besuch abgestattet hatten. Am Abend vorher hatte es einen Mord gegeben, und so waren außer uns Dreien auch Professor Robson und Chefinspektor Tanner dabei gewesen.

Wir hatten uns aufgeteilt, doch kaum hatten wir uns ein wenig voneinander entfernt, ging das Grauen schon los. Der Chefinspektor und Professor Robson bekamen es mit einem gewaltigen Roboter-Nachbau vom Weißen Hai aus den Spielbergfilmen zu tun, der die Badegäste anfiel. Sie konnten noch Schlimmeres verhindern, trotzdem gab es Tote.

Auch bei Tommy und Terry gab es die, leider gleich mehrere Tote, aber vor allem viele Untote. Genauer gesagt Roboterzombies, die während einer Art virtuellen Spieles plötzlich ausrasteten und die Menschen anfielen.

Ich bekam davon nichts mit, denn ich war mit der Zeugin des ersten Mordes auf dem Weg zur Kontrollzentrale, als wir im Schloss des Grafen Dracula plötzlich auf einen Robotervampir stießen.

Wir überlebten es mit viel Mühe, doch in der Kontrollzentrale überraschte uns ein weiterer Roboter, ein Nachbau des Verbrechergenies Doktor Mabuse, bekannt aus vielen deutschen Filmen. Er tötete meine junge Begleiterin und hätte auch mich erledigt, wenn ich nicht mit einem Trick alle Roboter gleichzeitig per Kurzschluss ausgeschaltet hätte.

Damit waren auch der Weiße Hai und die Zombies erledigt, die restlichen Parkgäste konnten das Gelände ohne weiteren Schaden verlassen. Leider gab es mehrere Tote, die wir nicht mehr hatten retten können und es blieben viele Fragen offen.

Wer steckte hinter den Vorgängen? Wie hatte er das so perfekt vorbereiten und organisieren können? Gehörte er zum Thriller-Land oder arbeitete er dagegen? Was hatte das Thriller-Land selbst damit zu tun? Wie konnte es überhaupt dazu kommen, denn schließlich schadete man sich doch selbst damit? Und wer steckte überhaupt hinter dem Park?

Auf diese Fragen suchten wir Antworten, wir bedeutet in dem Zusammenhang vor allem Scotland Yard. Ich hatte auch aktiv mitgeholfen, wenn es meine Zeit zuließ, doch die meiste Arbeit hatte Chefinspektor Tanner geleistet. Dabei hatte er auch einige interessante Informationen gewinnen können, doch die meisten Antworten hatten nur wieder neue Fragen aufgeworfen. Bisher hatte ich meine Freunde noch nicht in alle neuen Erkenntnisse einweihen können, dies war nun eine gute Gelegenheit, dies nachzuholen.

„Wir haben viel geforscht, aber es war nicht einfach. Zunächst so viel, hinter dem Thriller-Land steht ein multinationaler Konzern, der nicht so richtig greifbar ist. Wirklich Verantwortliche bekamen wir nicht zu fassen, obwohl man nach außen den Anschein wahrte, uns wirklich helfen zu wollen. Wir konnten mit einem der Projektplaner sprechen, auch mit einigen Programmierern. Doch wie die zusätzlichen Codes und Befehle in die Roboter gekommen sind, ließ sich nicht klären. Alle Dokumente wie Verträge und Pflichtenhefte zeigen eindeutig, dass es offiziell keinen Schuldigen geben wird. Der

Park wird jedenfalls geschlossen bleiben, alle Roboter sind so defekt, dass sie nie mehr eingesetzt werden können. Was in Zukunft aus dem Thriller-Land wird, wollte uns niemand sagen, es sei wohl noch nicht entschieden worden. Jedenfalls hatten wir den Eindruck, dass die Verantwortlichen das Interesse an dem Park gänzlich verloren haben.“

„Und was ist nun mit den Codes, die die Informatiker des Yard in den Robotern gefunden haben?“, wollte Terry wissen.

„Das ist ein Problem, mit dem Kurzschluss sind die auch alle vernichtet worden, als ob das eine Art Sicherung war. Nur das Frankensteinmonster ist nicht völlig zerstört worden, an dem arbeiten die Yard-Experten schon die ganze Zeit. Aber wesentliche neue Erkenntnisse gibt es bisher nicht.“

„Das heißt, niemand übernimmt die Verantwortung für die Schäden und die Toten?“

„Doch, das Management, das hinter dem Thriller-Land steht, hat entschieden, großzügige Entschädigungszahlungen zu leisten. Man hat es auch sehr nobel ausgedrückt, der Projektplaner sprach von nicht wiedergutzumachenden Fehlern in der Organisation, von furchtbaren Folgen und dass das Geld nur ein kleiner Trost sein kann. Aber mehr könne man nicht tun. Nach außen wird es keine Verfolgung von Verantwortlichen geben, aber ich hatte trotzdem das Gefühl, dass man sehr daran interessiert war, selbst Informationen in dieser Richtung zu gewinnen. Vielleicht wusste man selbst nicht, wo die Täter zu finden sind, das war zumindest mein Eindruck. Man hoffte, Hilfe durch Scotland Yard zu bekommen, aber wir wussten ja leider auch nicht mehr.“

„Alles sehr undurchsichtig, ist denn das Problem Thriller-Land damit erledigt?“, wollte Tommy erfahren.

„Scotland Yard wird die Vorfälle noch eine Zeitlang weiter untersuchen, aber ich rechne nicht mehr mit vielen neuen Erkenntnissen. Die Akte Thriller-Land wird irgendwann geschlossen werden, aber das Thema ist bestimmt noch nicht durch. Im Gegenteil, ich glaube, dass es erst der Anfang war.“

„Wir hatten doch spekuliert, welche neue Fraktion sich gerade aufbaut. Könnten es die Macher hinter Thriller-Land sein?“, stellte Terry eine gewagte Hypothese auf.

„Möglich, doch das kann noch niemand sagen. Wir wissen einfach viel zu wenig, wahrscheinlich werden wir auch nicht viel mehr Informationen zusammentragen können. Wir werden also wohl der anderen Seite den nächsten Schritt überlassen müssen.“

„Dann kann es schnell wieder viele Tote geben, keine wirklich gute Option. Ich wüsste lieber vorher, was die andere Seite so plant.“

„Ich auch, Terry, das kann ich dir flüstern“, sagte ich noch, als sich ganz plötzlich etwas veränderte.

Die Welt um uns herum schien schlagartig einzuschlafen, die Stimmen der anderen Gäste wurden langsamer, dunkler und leiser, bis alles stillstand. Terry hatte gerade noch davon gesprochen. War das ein neuer dämonischer Angriff, oder was passierte hier?



Meine Sinne waren bis zum Zerreißen gespannt, jeden Augenblick konnte etwas passieren. Ich wusste noch nicht, ob wir gleich von Dämonen überfallen werden würden, aber einen Verdacht hatte ich.

Alles sah nach Chronos aus, dem Wesen der Zeit, das zwar irgendwie neutral aber auch gleichzeitig mein Freund war. Aber etwas war anders als sonst, denn Terry und Tommy waren diesmal nicht erstarrt, wie es noch in einem Kino vor ein paar Wochen geschehen war. Vor der Reise in das lange vergangene Neuseeland.<sup>1</sup>

Dementsprechend überrascht und ein wenig konfus schauten mich die Beiden auch an, sie wussten nicht, was hier geschah. Terry schien fast sprachlos zu sein, was auch eher eine Seltenheit war.

„Was ist hier los?“, fand sie schließlich als Erste von uns wieder Worte.

„Ich weiß es nicht, aber es sieht nach Chronos aus.“

„Der Gott der Zeit? Meinst du, er hätte hiermit etwas zu tun?“

„Möglich, zumindest würde es zu ihm passen.“

„Und warum sind wir nicht erstarrt? Bisher war ich noch nie bei Bewusstsein, wenn er aufgetaucht ist. Wir kennen ihn nur von deinen Erzählungen.“

„Ich kann es dir nicht sagen, aber vielleicht finden wir jemanden, der es uns sagen kann. Chronos, bist du hier?“, rief ich einfach so drauflos, bisher hatte er darauf immer geantwortet.

„Ja, Clarissa, ich bin hier.“

Nun hörten auch meine Freunde zum ersten Mal seine Stimme, die von überall zu kommen schien, und gleichzeitig aus dem Nichts. Ich hatte mich an ihren Klang gewöhnt, trotzdem konnte ich nicht behaupten, dass ich sie gerade gerne hörte. Meistens war das Auftreten von Chronos mit viel Arbeit, Ärger und großen Gefahren verbunden. Und bestimmt war das heute nicht anders.

„Was willst du, Chronos, ich habe dir doch nach Neuseeland gesagt, dass ich dich nicht mehr sehen möchte?“

„Ich weiß, aber ich habe keine andere Wahl. Nur du kannst diese Aufgabe erledigen. Eine Aufgabe, die sehr wichtig für dich persönlich ist und mehr Informationen über deine eigene Vergangenheit mit sich bringen wird.“

„Du verstehst es ja, mir wie üblich den Job schmackhaft zu machen, das hast du bisher immer so gemacht. Herausgekommen sind für mich aber immer nur unterschiedlich große Probleme.“

„Es tut mir leid, wenn du es so siehst, aber ich bin dafür nicht verantwortlich. Ich suche dir deine Aufgaben nicht aus, du tust es quasi selbst.“

„Wieso das?“

„Weil du schon ein Bestandteil der Vergangenheit bist, selbst bevor ich dich in sie schicke. Ich muss dich nur hier aus deiner Zeit für eine Weile entfernen, vielmehr ist es nicht, wenn man die Dinge und die Zeit einfach betrachtet. Und bisher hast du jede Aufgabe übernommen, die ich dir vorgeschlagen habe.“

---

<sup>1</sup> Siehe Clarissa Hyde Nr. 63 – „Der magische Berg“

„Du kennst mich, Chronos, ich werde auch dieses Mal deine Aufgabe übernehmen. Doch warum sind meine Freunde heute nicht erstarrt, wie beim letzten Mal und sonst auch immer?“

„Sie dürfen dich heute begleiten, denn auch sie sind bereits ein Teil der Vergangenheit.“

„Wir dürfen mit? Können wir die Vergangenheit dann gemeinsam ändern?“, wollte Terry in ihrer besonderen Art wissen.

„Nein, ihr verändert die Vergangenheit nicht, ihr bildet sie mit eurer Anwesenheit. Aber ohne euch wird sie nicht zu dem, was sie ist.“

„Das ist doch interessant, ich möchte auf jeden Fall mitkommen.“

„Terry, das wird aber sehr gefährlich, wir wissen nicht, was uns erwartet. Wie ich Chronos kenne, wird er uns wieder so gut wie nichts darüber erzählen“, sprach ich zunächst Terry an, ließ aber den Satz so ausklingen, dass Chronos ihn korrekt als Frage an sich interpretierte.

„Ich werde wieder nicht viel verraten können, nur so viel. Es geht viele Hundert Jahre zurück, ihr bleibt in England und werdet einen alten Bekannten von dir wiedertreffen. Den Rest müsst ihr selbst herausfinden. Seid ihr bereit, euch auf die Reise zu machen?“

Ich schaute kurz in die Runde zu meinen Freunden, die beide nickten. Terry recht enthusiastisch, Tommy etwas verhaltener. Jedenfalls waren wir bereit, und das sagte ich Chronos.

„In Ordnung, dann steigt bitte in den Würfel, er wird euch transportieren.“

Schon während seiner Worte materialisierte sich das magische Gefährt, der Weiße Würfel. Mit ihm konnten wir die Dimensionen und die Zeiten überwinden, wobei ich nicht wusste, wie das technisch oder magisch möglich war. Chronos sorgte dafür, und bisher hatte immer alles richtig funktioniert. Nur einmal, im Kampf mit Jack the Ripper<sup>2</sup>, hatte es Probleme gegeben, aber auch damit waren wir schließlich fertig geworden.

Tommy und Terry schauten sich den Würfel erst einmal von allen Seiten an, er war ungefähr 3x3x3 Meter groß und damit gefühlt etwas größer als sonst. Vielleicht lag es daran, dass er heute drei Personen transportieren sollte, aber das war nicht so wichtig.

Wichtig war unser Ziel, wo es auch immer liegen würde. In England sollte es sein, und schon mehrere Jahrhunderte vor unserer Gegenwart liegen, da gab es viel Spielraum. Neugierig war ich schon, als ich nach meinen Freunden als Letzte in den Würfel hineinstieg, der sich schon wenige Augenblicke später auf seine Reise ins Ungewisse machte.



Die Reise mit dem Würfel war für mich nichts Neues mehr, ich hatte schließlich schon einige von ihnen hinter mich gebracht. Doch für meine Freunde war es etwas Neues und auch etwas ganz Besonderes. Wir unterhielten und zwar während der Reise nicht,

---

<sup>2</sup> Siehe Clarissa Hyde Nr. 39 – „Mörderjagd in der Vergangenheit“

aber ich sah in ihren Gesichtern und ihren Augen, wie beeindruckt sie von dem Trip waren.

Es dauerte auch nicht sehr lange, als erstes Anzeichen dafür spürten wir einen kleinen Ruck durch den Würfel gehen. Eine Sekunde später löste sich die weiße Farbe des Würfels um uns herum auf und gab uns den Blick auf die Umwelt frei.

Wir befanden uns nicht in einer Stadt oder einer anderen Ansiedlung, sondern auf mehr oder weniger freiem Gelände. Zahlreiche Wiesen umgaben uns, allerdings entdeckten wir auf den ersten Blick weder Anzeichen von Bestellung der Flächen oder Zuchtthierhaltung. Vielleicht waren wir einfach etwas weiter von einer Ansiedlung entfernt, oder hier gab es keinen Ackerbau oder noch keinen Ackerbau.

Außerdem gab es noch einen Buschgürtel, zwischen uns und den Wiesen, dazu einige Bäume und so etwas wie einen kleinen Feldweg, auf dem wir auch standen.

„Wo sind wir?“, wollte Terry, worauf ich nur mit dem Achseln zucken konnte.

„Ich weiß es nicht, wie üblich hat Chronos uns nicht sonderlich gut mit Informationen bestückt. Ich kenne das schon, wir müssen alles selbst herausfinden.“

„Das könnte aber schwierig werden, wir wissen ja gar nicht, wohin wir uns wenden sollen“, fügte Tommy hinzu, der ebenfalls einen etwas unsicheren und unzufriedenen Eindruck machte.

„Ja, ich weiß, das macht es nicht gerade leichter“, antwortete ich nur, denn ich wusste schließlich auch nicht mehr als meine Freunde.

„Dann werde ich mal die Initiative ergreifen und dort auf den Baum klettern, der sieht sehr einladend und noch stabil genug aus.“

Er zeigte dabei auf eine alte Eiche, die allerdings vom Wind und wahrscheinlich auch durch ihr Alter nicht mehr ganz geradestand. Sie stand nämlich so schief, dass man leicht auf sie klettern konnte, um sich so aus gut fünf Metern Höhe einen besseren Überblick zu verschaffen.

Tommy brauchte auch nicht lange, bis er oben war, wo er sich dann vorsichtig aufrichtete. Ein Fall aus dieser Höhe konnte schon zu erheblichen Verletzungen führen, das konnten wir absolut nicht gebrauchen. Aber wir konnten uns auf die Umsichtigkeit unseres Freundes verlassen.

Der ließ derweil seinen Blick in die Ferne schweifen, drehte sich insgesamt zwei Mal herum, bis er in die Richtung deutete, in die auch der Weg führte.

„Da vorne sehe ich ein Dorf oder eine Ansiedlung. Ich kann nicht erkennen, wie groß sie ist, aber sehr modern sieht es nicht aus.“

„Chronos hat ja auch gesagt, dass es weit zurück in Englands Vergangenheit geht. Zumindest scheint es schon Menschen zu geben“, fügte Terry hinzu, während Tommy bereits wieder dabei war, vom Baum herunter zu klettern.

Das letzte Stück sprang er, kam sicher auf, um sich uns wieder anzuschließen.

„In diese Richtung sollten wir gehen, in der anderen Richtung konnte ich nur plattes Land oder Wälder erkennen!“, bekräftigte er noch einmal.

„Okay, dann übernimm die Führung, wir folgen dir!“, schlug ich schmunzelnd vor.

„Ist es weit?“, wollte Terry noch wissen.



„Eine knappe Stunde werden wir wahrscheinlich brauchen, also machen wir uns besser gleich auf den Weg.“

Wir folgten unserem Freund, der gerne die Führung übernahm. Ich hätte es auch gemacht, aber ich konnte auch problemlos zurückstehen, um dem männlichen Ego nicht im Wege zu stehen.

Der Marsch war sehr eintönig, denn um uns herum tat sich nichts. Wiesen, Bäume und der Buschgürtel, alles blieb mehr oder weniger unverändert. Ich hätte nicht einmal sagen können, ob wir nicht sogar im Kreis liefen, aber Tommy wusste ja zum Glück, wo unser Ziel lag.

Weit konnte es nicht mehr sein, denn wir waren schon fast 40 Minuten unterwegs, als wir an eine Kreuzung kamen. Endlich eine Abwechslung dachte ich, denn wir trafen auf einen etwas größeren Weg, den man fast als Straße bezeichnen konnte, solange man keine moderneren Verhältnisse zugrunde legte.

Dieser Weg war sogar an beiden Seiten von Bäumen flankiert, teilweise waren sehr große und alte Stämme dazwischen.

„Das sieht wie eine Hauptstraße aus“, stellte ich fest.

„Ja, sollen wir unserem Weg weiter folgen, oder gehen wir auf der Hauptstraße weiter? Und in welche Richtung dann?“, wollte Terry wissen, die sich dabei gegen einen der dicken Bäume lehnte.

„Umso größer die Straße, desto größer wahrscheinlich auch die Stadt, zu der dieser Weg führt“, stellte Tommy nur fest, aber auch er kannte nicht die optimale Lösung.

Wir schauten in alle vier Richtungen, die Ansiedlung, auf die wir bisher zugehalten hatten, war jetzt auch vom Boden aus in der Ferne zu erkennen. Viel mehr konnten wir noch nicht entdecken, außer einem großen Waldstück, das sich aus unserer Sicht rechts von dem Dorf befand.

Wohin war die Frage? Wir konnten sie nicht beantworten, aber wir bekamen eine Antwort auf andere Art und Weise. Plötzlich trat hinter Terrys hölzerner Stütze eine fremde Person hervor, die unserer Freundin blitzschnell ein Messer an die Kehle drückte.

„Keine Bewegung, oder die Kleine ist des Todes!“, sagte der Mann nur und wir froren augenblicklich ein.



Es war das Dorf Saxton, auf das wir zumarschierten, ohne dass wir diesen Namen dabei kannten. Für englische Verhältnisse um diese Zeit war es schon eine kleine Stadt mit seinen mehr als 600 Einwohnern. Es war auch gleichzeitig der Sitz des Grafen des Bezirkes Saxton, der aber selbst nicht sehr viel größer war als die Stadt selbst.

England bestand um diese Zeit aus vielen kleinen Grafschaften wie Saxton oder Nottingham, das ja vor allem später noch durch die Geschichte um Robin Hood bekannt werden sollte.

Doch diese Grafschaften waren alle zu einem großen Etwas verbunden, was sich aber auch immer wieder unterschiedlich nannte und zusammensetzte. Mal dominierten die Angelsachsen, mal die Normanen, viel früher noch die Kelten und auch die Dänen und Wikinger sollten später noch mehr oder weniger lange auf den britischen Inseln herrschen.

Wir befanden uns gerade im Jahre 872, englischer Herrscher und so etwas wie ein König war seit einem Jahr Alfred der Große. Er herrschte zunächst nur über die Grafschaft Wessex mit den großen Städten Southampton und Dorchester, doch die Ausdehnung seine Regentschaft über große Teile des Landes sollte die Insel zu einer frühen Blüte führen. Dies vor allem, nachdem davor und auch wieder danach die Kriege mit den Wikingern und den Dänen viel Blut und Schweiß gekostet hatten und noch weiterhin kosten sollten.

Für die Einwohner von Wessex hatte sich bisher nicht viel verändert, sie lebten weiterhin ihr einfaches und entbehrungsreiches Leben, wie schon die letzten hundert Jahre und auch noch viel länger zuvor. Der einsetzende Aufschwung traf zunächst nur die großen Städte wie London oder Southampton, die einfachen Menschen auf dem Lande wussten oft nicht einmal, wer gerade ihr König war.

Die Bewohner Englands lebten zu einem Großteil von der Landwirtschaft, nur in den Städten gab es auch Menschen, die anders ihren Lebensunterhalt betrieben. Eine Industrie gab es noch nicht, aber einzelne, noch nicht in Zünften oder Gilden organisierte Handwerker.

Besonders großen Respekt bei seinen Mitmenschen erfuhr dabei der Schmid Gregory Thomas, der von seinen Freunden meistens nur Tom gerufen wurde. Tom war stark, ein Bulle von einem Mann, ca. 110 Kilogramm schwer, muskulös und ausgestattet mit Händen wie Dampfhammer.

Einmal war eine zweispännige Kutsche beim Durchfahren einer Kurve in Saxton umgekippt und hatte den Kutscher unter sich eingeklemmt und in große Lebensgefahr gebracht. Doch da hatte Tom die schwere Kutsche alleine hochgehoben, damit andere den Mann aus seinem Gefängnis befreien konnten.

Schon öfter hatte Gregory Thomas seinen Mitmenschen mit seiner enormen Kraft geholfen, aber das war nicht der einzige Grund für seine Beliebtheit in der Gemeinde. Für die armen Menschen, die Toms Dienste nicht bezahlen konnte, arbeitete er auch oft umsonst, nicht nur als Schmied, auch bei anderen Gelegenheiten.

Tom konnte sich das leisten, weil er der einzige Schmied in Saxton war, im Umkreis von fast 100 Kilometern gab es sonst keinen weiteren. Deshalb arbeitete Tom auch nicht nur für den Grafen und dessen Gefolgsleute, viele Reisende und auch Bewohner der Nachbarprovinzen kamen zu ihm, um sich ihre Pferde beschlagen zu lassen. Und bei diesen meistens wohlhabenden Kunden nahm Gregory den vollen Preis und konnte es sich deshalb leisten, für andere kostenlos zu arbeiten.

Doch heute hatte Tom keine Kundschaft und keine Aufträge, es hatte sich auch niemand für den Tag angesagt. Trotzdem war Tom wie immer früh auf den Beinen, mal länger zu schlafen, kam für ihn gar nicht in Frage. Nur sonntags hatte er etwas mehr Zeit, bis die Kirche begann, sonst war er immer schon um 7 Uhr bei der Arbeit, meistens bis es wieder dunkel wurde.

Heute wollte Tom seinen Arbeitsplatz aufräumen, seine Werkzeuge säubern und noch so einiges andere, das war zumindest alle paar Wochen mal fällig. Mehr als zwei Stun-

den war Tom jetzt schon bei der Arbeit, die ihm aber Spaß machte und bei der er immer eine alte Melodie pfiiff, als von draußen Unruhe an seine Ohren drang.

Das war um diese Zeit ungewöhnlich, denn zwischen 9 und 10 Uhr waren alle Menschen bei der Arbeit, die Kinder in der Schule, da war nicht viel los auf den Straßen. Deshalb wollte Tom auch mal nachgucken, vielleicht kam ja doch noch unangemeldete Kundschaft.

Mit dem Fegen war er nämlich auch gerade fertig, stellte den Besen in eine Ecke und verließ seine Schmiede, um auf die Straße zu gehen.

Die Stimmen wurden derweil lauter, wobei Tom noch nicht verstehen konnte, was geredet wurde. Zwei Männer, von denen einer der Totengräber und einer ein gerade arbeitsloser Tagelöhner waren, standen dort mit drei Frauen, die Tom natürlich auch kannte. Alle schauten sie in eine Richtung zum Stadttor hin, doch noch konnte Tom nichts erkennen.

Seine Schmiede lag direkt am Ortseingang, so war sie leicht für seine Kundschaft zu finden. Viel Betrieb herrschte sonst aber nicht, nur selten kamen Reisende durch den Ort, am ehesten noch reisende Handwerker oder arme Pilger. Doch heute schien etwas Ungewöhnliches vor sich zu gehen.

Noch hatte Tom nur Gesprächsfetzen aufnehmen können, aus denen er aber nichts hatte folgern können. Und da ihm die kleine Gruppe im Wege stand, beschloss er, zu ihnen zu gehen und mal nachzusehen.

Der Schmied brauchte nicht einmal neben ihnen zu stehen, durch seine Größe von mehr als 1,85 Metern konnte er schon früher erkennen, was da los war. Auf der Straße, die nach Osten führte, befand sich ein Reisender. Doch der Mann schien mit seinen Kräften am Ende zu sein, denn er lag wie tot am Boden.



Jetzt verstand Gregory Thomas auch endlich, was die kleine Gruppe von sich gab, sie sprachen über den Fremden und ob man ihm helfen sollte. Das konnte der hilfsbereite Schmied nicht verstehen, hier war jemand in Not und es wurde noch diskutiert, ob man ihm helfen sollte.

„Hey, warum helft ihr dem Mann nicht?“, schrie er die anderen an, wobei er seine selbstsüchtigen Pappenheimer kannte, die waren anders gepolt als er.

„Sieh ihn dir doch an, die völlig zerrissene Kleidung, das verschmutzte Gesicht mit den hässlichen Flecken darin, der Kerl ist bestimmt krank“, antwortete der Totengräber.

„Und deshalb sollte man ihm nicht helfen? Was seid ihr bloß für Menschen?“, schickte Thomas hinterher, bevor er an den Fremden herantrat.

„Bleib bloß von ihm weg, sonst steckst du dich auch noch an! So wie der aussieht, stirbt er sowieso bald.“

„Das ist mal wieder typisch für dich, Mary Jane. Bloß nicht dreckig machen und keinen Finger für andere rühren. Was wäre, wenn du so am Boden liegen würdest und Hilfe bräuchtest?“, antwortete Tom.

„Dann würde ihr auch niemand helfen“, warf der Tagelöhner Stan ein, wobei er ein gemeines Lachen hinterherschickte.

Stan hatte wohl Recht, Mary Jane war ein selbstsüchtiges Weib, die sich selbst für was Besseres hielt. Ihre Kinder durften nicht mal mit den anderen Kindern spielen und Nachbarschaftshilfe war ein Fremdwort für sie. Wahrscheinlich hätte wirklich kaum jemand für sie einen Finger gerührt, doch selbst das wäre Tom egal gewesen. Er half, wenn jemand Hilfe brauchte.

Er hatte sich schon einen Weg durch die kleine Gruppe gebahnt und war neben dem Fremden in die Knie gegangen. Die anderen hatten Recht, die Kleidung war kaum noch als solche zu identifizieren, so sehr hing sie in Fetzen auf dem dünnen und ausgemergelten Körper. Schmutz befand sich zusätzlich noch überall auf dem Körper und in der Kleidung, als ob er in ein Moor gefallen wäre.

Doch besonders bedrohlich wirkten auch auf Tom die dunklen Flecken, die sich vor allem im Gesicht, aber kleiner auch auf dem restlichen Körper abzeichneten. Sie waren ein gutes Zeichen, dass der Fremde krank sein musste, denn das war nicht normal.

Von der ersten frühen Pestepidemie war der Bezirk Saxton größtenteils verschont geblieben. Zwar kannte man die Geschichten vom europäischen Festland und auch zum Teil aus England, aber selbst erlebt hatte noch niemand das Grauen dieser furchtbaren Krankheit. Konnte es die Pest sein?

Ein wenig Angst hatte Tom schon. Weniger um sich selbst, er konnte auch alle anderen Bewohner von Saxton in Gefahr bringen, wenn er dem Mann half. Doch noch war nichts erwiesen, und der Fremde brauchte Hilfe. Vielleicht gab es auch eine einfache und völlig andere Erklärung für die ungewöhnlichen Flecken.

Als Mary Jane erkannte, dass Tom sich aufmachte, den Fremden hoch zu heben, schrie sie ersetzt auf. Sie konnte es nicht fassen, dass sich jemand freiwillig in Gefahr brachte. Aber es änderte nichts, denn schon hatte der kräftige Mann den Fremden auf seine Armen gelegt.

„Was hast du mit ihm vor, der Doktor kommt nicht vor heute Abend zurück, er ist bei McGovern auf der Farm?“, wollte der Totengräber wissen.

Der Mann hatte Recht, zum Doktor konnte Tom den Fremden nicht bringen. Der Doktor, der gleichzeitig auch Tierarzt und Zahnarzt war, befand sich heute so ziemlich den ganzen Tag auf einem großen Bauernhof mehr als fünf Kilometer entfernt. Dort sollte er bei der Geburt eines Fohlens und eines Kälbchens helfen, er würde bestimmt erst heute Abend zurück sein.

„Der Fremde ist ganz kalt, ich nehme ihn mit in die Schmiede, damit er sich aufwärmen kann.“

„Aber, wenn du dich ansteckst ...?“

„Das ist mir egal. Der arme Mann braucht Hilfe, und die soll er bekommen. Wenn ihr Angst habt, könnt ihr euch ja verdrücken.“

Gregory Thomas war mal etwas deutlicher geworden, die Angst und die fehlende Hilfsbereitschaft seiner Nachbarn dem Fremden gegenüber nervte ihn zusehends. Aber echte Hoffnung, sie damit zu ändern, hatte er auch nicht. Jedenfalls erreichte er ein Ziel, denn die kleine Gruppe löste sich langsam auf, während sich Tom zurück zu seiner Schmiede begab.

Der Fremde war wirklich kalt, fast unmenschlich kalt. Dabei war es ein warmer Frühlingstag, zwar noch recht früh am Morgen und um die 15 Grad herum, doch nach einem recht kalten und langen Winter war das schon wieder sehr gut. Wie konnte der Fremde nur so abgekühlt sein? War er wirklich krank, vielleicht doch sogar ansteckend?

Tom wusste es nicht, er wollte sich auch nicht zu viele Gedanken darum machen. Stattdessen trug er den Mann, der eher klein, nur gute 1,60 Meter groß und auch ziemlich leicht war, in seine Schmiede. Auf einer Holzbank legte er ihn nieder, wobei er vorher noch ein Stück alten Stoff wie ein Kissen unter seinen Kopf gelegt hatte.

Als nächstes machte Tom seinen Schmiedeofen an, den er kurz zuvor noch gesäubert hatte. So kalt wie der Fremde war, reichten die normalen Temperaturen nicht, er brauchte mehr Wärme. Die Bank stand auch passend, so dass dem Fremden zwar warm werden, er aber auch nicht Feuer fangen würde.

Erst jetzt nahm sich Gregory Thomas ein wenig mehr Zeit, sich den Fremden genauer anzusehen. Er sah normal aus, vom Dreck und den dunklen Flecken abgesehen. Wahrscheinlich war er auch Engländer, wobei das gar nicht so einfach zu sagen war, denn die Bewohner der Insel setzten sich inzwischen aus sehr vielen unterschiedlichen Volksgruppen zusammen.

Die Augen hatte der Mann bisher geschlossen gehalten, er war entweder bewusstlos oder schlief. Jedenfalls war er noch nicht tot, seinen Atem hatte Tom zwischenzeitlich kontrolliert und gefunden. Hoffentlich ging es ihm bald besser, denn der Schmied war schließlich kein Doktor, er konnte dem Fremden nicht wirklich helfen. Er wusste ja nicht einmal, ob der Mann krank war und was er konkret für Beschwerden hatte.

Zumindest wurde es inzwischen in der Schmiede schön warm. Vielen wäre es schon zu heiß gewesen, doch Tom nicht, er war diese Temperaturen gewöhnt. Der Morgen ohne das wärmende Feuer des Ofens war für den Schmied schon fast ungewöhnlich gewesen.

Was konnte er noch für den Mann tun? Etwas zum Trinken, ein wenig Wasser, aber dafür musste sein Gast erst einmal aufwachen. Bestimmt war es gut, ihn schön warm zu halten, aber eine Decke hatte Tom leider nicht in seiner Schmiede. Also konnte er nur abwarten, was weiter geschehen würde.

Schon wollte sich Tom abwenden und sich wieder seinem Aufräumen der Schmiede widmen, als der Fremde plötzlich die Augen öffnete.



Keiner von uns hatten den Fremden zuvor bemerkt, der sich offenbar gut hinter einem der dicken Baumstämme verborgen gehalten hatte. Nun war er hervorgetreten und bedrohte unsere Freundin Terry mit einem Messer.

Es war schon mehr als ein Messer, eher ein langer Dolch, bei dem nicht mehr viel fehlte, und man würde ihn Säbel oder Schwert nennen können. Auf einer Seite hatte die Waffe noch ein paar gemeine Zacken, die bestimmt sehr schwere Verletzungen reißen konnten.

Leider befanden sich die Zacken gefährlich nahe an Terrys Hals, was unsere Freundin in akute Lebensgefahr brachte. Jederzeit konnte der Fremde zustoßen, oder die Waffe an Terrys Hals entlang ziehen, was beides sehr wahrscheinlich tödlich für Terry enden würde.

Dementsprechend blieben wir so ruhig wie möglich und bewegten uns kein Stück, um den Fremden nicht noch unnötig zu provozieren.

Es war ein Mann, etwas älter als ich, aber wahrscheinlich nicht sehr viel. Genau auszumachen war das nicht, denn er trug ein Stück dunklen Stoff vor seinem Gesicht, so dass deshalb nur das Funkeln der Augen gut zu erkennen war. Sie fixierten uns abwechselnd, aber offenbarten auch seine Nervosität.

Ja, der Fremde schwitzte, was es aber für Terry eher noch gefährlicher machte. Wie ein Profi wirkte der Wegelagerer nicht, jetzt erkannte ich auch, wie seine Hand zitterte. Gerne hätte ich ihn angesprochen, aber ich hielt mich zurück, denn ich wollte Terry nicht noch mehr gefährden. So wartete ich weiter ab, bis der Fremde als Erster wieder das Wort ergriff.

„Wer seid ihr, wo kommt ihr her?“, rief er uns zu, wobei er mehr zu Tommy schaute als auf mich. Deshalb war es auch Tommy, der ihm antwortete.

„Wir kommen aus London und suchen eine Stadt oder ein Dorf, wir haben uns verlaufen?“

„Verlaufen? Das glaube ich euch nicht. Niemand verläuft sich hier in diese Gegend, es sei denn, er ist ein armer Schlucker. Ihr seht aber nicht aus wie arme Schlucker. Im Gegenteil, ihr tragt so seltsame Kleidung und sogar kostbaren Schmuck.“

Dabei starrte er sowohl auf meinen Rubinring, als auch auf die kleinen, goldenen Kreuze, die Terry und ich um unsere Hälse trugen. Sie waren für uns ja kein Schmuck, sondern wichtige Waffen gegen Dämonen und das Böse an sich. Deshalb durften wir sie nicht verlieren oder uns stehlen lassen, daher ergriff ich nun das Wort.

„Wir sind nicht reich, wir kommen nur von weit weg, dort trägt jeder solche Kleidung. Und unser Schmuck sieht nur auf den ersten Blick gut aus, er ist aber nicht echt. Wir sind es bestimmt nicht wert, überfallen oder ausgeraubt zu werden.“

„Ruhe, das entscheide ich! Und ich glaube dir kein Wort. Ich denke eher, dass ihr reich seid und eure Diener mit eurer Kutsche und dem ganzen Gepäck verduftet sind. Niemand, der Geld hat, reist sonst heutzutage alleine und ohne Wachen.“

„Wir haben keine Wachen, wir könnten sie auch nicht bezahlen.“

„Du kannst mir viel erzählen, ich bin da ganz anderer Meinung. Aber ich bin kein Unmensch, die Kreuze lasse ich euch. Man hat ja Respekt vor der Kirche und dem Glauben der Menschen. Aber du kommst jetzt her zu mir und gibst mir deinen Ring mit dem roten Stein. Das ist bestimmt ein Rubin, und Rubine sind sehr kostbar.“

Er hatte mich dabei angesehen und deutete zusätzlich noch einmal mit seiner freien Hand auf mich.

Ich sollte meinen Ring abgeben? Meine einzige Erinnerung an meine Eltern und meine kostbarste Waffe im Kampf gegen die Dämonen. Ich dachte daran, wie hilflos ich gewesen war, als der Wikingergott Loki meinen Ring gebannt und ihm seine Macht entrissen

hatte.<sup>3</sup> Das wollte ich nicht noch einmal erleben, deshalb blieb ich zunächst starr stehen, weil ich auch nicht wusste, was ich nun unternehmen sollte.

„Verdammt, du sollst zu mir kommen und mir den Ring geben, oder ich schlitze der Kleinen hier den Hals auf!“



Gregory Thomas bekam zunächst einen kurzen Schreck, als der Fremde so plötzlich und unerwartet die Augen aufschlug. Es geschah auch nicht langsam, wie bei jemandem, der langsam aus dem Schlaf oder einer Bewusstlosigkeit erwacht, sondern blitzschnell.

Als Resultat des Ganzen konnte der Schmied in die blauen Augen des Fremden blicken, die den Blick aber nicht erwiderten. Es schien sogar eher so zu sein, als würden sie durch den Körper ihres Helfers hindurch blicken. So als wäre Gregory gar nicht da.

Ein wenig verwundert war der hilfsbereite Mann schon. War der Fremde doch schwerer erkrankt und nicht mehr ganz bei Sinnen? Die Vermutung war nicht unbegründet, aber über Krankheiten war im 9. Jahrhundert nach Christi Geburt ohnehin wenig bekannt. Die meisten Menschen dachten dabei an Dämonen, an Hexen, an irgendwelche begangenen Sünden, von Viren, Bazillen und ähnlichem wusste man noch nichts.

So ging es natürlich auch dem Schmied, der noch weniger Erkenntnisse hatte als die wenigen Ärzte oder eher Heiler zu nennenden Menschen. Wäre doch der Doktor des Dorfes jetzt hier, der hätte helfen können. Doch so musste Thomas alleine zurechtkommen. Daher wollte er einfach mal versuchen, den Fremden anzusprechen.

„Hallo, wie heißen Sie?“

Keine Antwort, auch sonst erfolgte keine Reaktion.

„Sie sind hier in Saxton, in meiner Schmiede, ich möchte Ihnen helfen. Können Sie mich verstehen?“

Noch immer keine Antwort, doch die Augen des Fremden hatten sich jetzt ein wenig bewegt, nachdem sie bisher völlig starr geblieben waren. Die Pupillen drehten sich zu dem Fremden und schauten nun auf Gregory Thomas und nahmen ihn endlich auch wahr. Es schien aber immer noch so zu sein, als wäre der Mann aus einem langen Schlaf aufgewacht, völlig munter schien er noch nicht zu sein.

„Sagen Sie doch etwas!“

Doch der Mann antwortete nicht, aber es kam langsam wieder mehr Leben in ihn. Er reagierte endlich auf die Ansprache des Schmiedes. Doch anders, als Gregory Thomas es erwartet hatte. Kein Wort drang über seine Lippen, der Fremde hob nur seine rechte Hand und machte ein Zeichen, um seinen Helfer an sich heran zu winken.

Der Schmied war überrascht, was sollte das bedeuten? Ein wenig Sorge hatte er schon, dem Unbekannten mit einer potentiell gefährlichen Krankheit noch näher als bisher nötig zu kommen. Doch genau das sollte er tun, das wollte der Mann von ihm. Wollte er

---

<sup>3</sup> Siehe Clarissa Hyde Nr. 48 – „Die Wikinger aus dem Teufelsmoor“

ihm etwas mitteilen, vielleicht ins Ohr flüstern? Wahrscheinlich wollte er etwas sagen, aber aufgrund seiner Schwäche konnte er nur sehr leise sprechen.

Es war zwar alles nicht ganz klar, aber Gregory wollte es riskieren. So beugte er sich zu dem Mann herab, wobei er seinen Kopf ein wenig zur Seite nahm. Er rechnete damit, etwas ins Ohr geflüstert zu bekommen. Doch noch sagte der Fremde nichts, so ging Gregory noch näher heran, was sein größter Fehler werden sollte.

In diesem Augenblick griff der kranke Fremde mit beiden Händen blitzschnell zu, ergriff den Kopf des Schmieds und drückte dessen Mund auf den Seinen, als wollte er den völlig überraschten Mann küssen.



Es war eine wirklich furchtbare Situation. Ich wollte nicht meine stärkste Waffe gegen die Dämonen, meine Lebensversicherung an einen Dieb verlieren. Aber ich konnte auch nicht riskieren, dass Terry von dem nervösen Wegelagerer getötet wurde. Ein Dilemma, aber Terrys Leben ging nun einmal vor, deshalb trat ich näher an den unbekannten Mann heran.

Er stand nun genau zwischen Terry und einem kräftigen Baumstamm, man hätte sich sogar leicht von hinten anschleichen können. Nur Tommy und ich leider nicht, wir waren alleine und der Fremde hatte uns gut im Blick.

Ich überlegte fieberhaft, wie ich Terry befreien konnte, ohne ihr Leben noch mehr zu gefährden, aber mir viel nichts ein. Der Wegelagerer würde mir keine Chance geben, egal wie unruhig er war. Und gerade seine Unsicherheit machte ihn nur noch gefährlicher, denn er konnte unvorhersehbar reagieren.

Mir würde keine Wahl bleiben, obwohl ich meinen ganzen Körper und alle Muskeln angespannt hatte. Ich musste meinen Ring abgeben, meine einzige Überlebenschance, wenn ich gegen so starke Dämonen wie Rufus kämpfen musste. Wenn ich den Ring nun verlor, würde ihn der Gesetzlose zu Geld machen und ich würde ihn sehr wahrscheinlich nie wiedersehen.

In mir sträubte sich alles, aber ich hatte wirklich keine Wahl. Noch einen Schritt machte ich auf ihn zu, dann stand ich direkt vor dem Wegelagerer. Er musste so um die 25 Jahre alt sein, hatte schwarze, halblange Haare und trug ein langes, aber recht schmutziges Cape.

„Los, gib schon her!“, sprach er mich wieder, nun konnte ich mich nicht mehr länger sperren.

Schon strecke ich ihm meine Hand entgegen, als wir plötzlich eine Stimme von hinten aufklingen hörten.

„Kendrick, was tust du da?“

Um damit änderte sich alles.





Es war eine weibliche Stimme, die wir hörten, und sie schien unserem Gegenüber sogar nicht unbekannt zu sein. Ich kannte sie nicht, dass war aber auch egal. Sie lenkte jedenfalls den Wegelagerer, der offenbar auf den Namen Kendrick hörte, für einen kurzen Augenblick ab. Das war meine Chance.

Blitzschnell gab ich Terry, die bisher nicht reagiert hatte, einen kleinen Schubs, so dass sie rückwärts stolperte und wenig später zu Boden fiel. Verletzen würde ich sie damit hoffentlich nicht, mir war nur wichtig, sie aus der Reichweite der gefährlichen Waffe zu bringen. Denn die war gleich mein nächstes Ziel.

Meine Hand befand sich schon sehr nah dran am Arm meines Gegners, den ich nun ergriff und mit aller Kraft zur Seite drückte. Weg von Terry und direkt auf den kräftigen Baumstamm zu, der nun dem Wegelagerer zum Verhängnis werden sollte.

Kendrick versuchte noch, sich zu wehren, aber ich war zu schnell und er kam mit seiner Reaktion viel zu spät. Mit der Spitze voran schlugen Waffe und Arm hart auf das Holz. Es zersplitterte, die Waffe drang ein kleines Stück in das Holz ein, dann brach sie ab, woraufhin der junge Mann vor Schmerzen laut aufschrie.

Der Schrei ging sofort in ein Stöhnen über, während ich gerade überlegte, ob ich nachsetzen musste oder wollte. Doch das war nicht mehr nötig. Der Wegelagerer flüchtete, seine zerstörte Waffe ließ er zurück. Einen Augenblick schaute ich ihm noch nach, wie er durch das Unterholz stolperte, wenig später sahen und hörten wir ihn auch schon nicht mehr.

So konnte ich nach Terry schauen, die noch immer am Boden lag, wobei sie tief durchatmete. Der Schrecken und die Todesangst waren nicht spurlos an ihr vorbeigegangen.

„Alles OK?“, fragte ich, während ich ihr die Hand reichte, um sie hoch zu ziehen.

„Ja, ich bin nicht verletzt, danke. Und danke für deine Hilfe, dem hast du es aber gezeigt.“

„Aber nicht alleine“, antwortete ich, wobei ich wieder an die Stimme dachte, die mir geholfen hatte. Ich wollte wissen, wem sie gehörte, doch schon kam Tommy mit der Frau auf uns zu.

„Ich habe unsere Retterin gefunden, bereitet euch auf eine Überraschung vor“, sagte der nur, während Terry und ich nun auch endlich die Unbekannte erkennen konnte.

Unbekannt war nur halb richtig, ich kannte sie nicht. Aber sie war mir wie aus dem Gesicht geschnitten. Die gleichen, langen, schwarzen Haare, sie recht groß, hatte ähnliche Gesichtszüge und einen Rubinring am Finger. Nur die Kleidung war anders. Vor mir musste wieder einmal eine Ahnherrin von mir stehen.



Gregory Thomas war so überrascht und perplex, dass er gar nicht reagierte. Dabei hätte er die Kraft gehabt, sich der Attacke des schwächlichen Fremden problemlos zu erwehren, aber er reagierte gar nicht. Blitzschnell hatte der Unbekannte seine Lippen über die des Schmieds gelegt, als wollte er ihn küssen, doch etwas ganz Anderes war sein Ziel.

Thomas ahnte es nicht, doch plötzlich spürte er es. Etwas bewegte sich durch ihre geöffneten Lippen hindurch, vom Fremden in den Schmied hinein. Der konnte nicht sagen, was es war, aber es fühlte sich eklig und schleimig an, am liebsten hätte er es wieder ausgespuckt. Doch er kam nicht mehr dazu, denn das Objekt bewegte sich mit großer Geschwindigkeit durch seinen Mundraum in den Rachen, wo es sich festsetzte.

Jetzt erst löste sich Gregory Thomas von dem Fremden, er spuckte, er versuchte das fremde Ding loszuwerden, er wollte sich übergeben, doch zu mehr als einem Ansatz eines Würgens kam es nicht mehr. Das unbekannte Teil sollte raus, aber es hatte sich in seinem Rachen absolut festgesetzt und ließ sich nicht mehr so einfach entfernen.

Ein letztes Husten drang noch aus dem Mund des Schmiedes, dann richtete er sich ganz plötzlich auf, als wäre nichts geschehen. Sein Blick glitt durch die Schmiede, als ob er sie noch nie von innen gesehen hätte. Oder er sah alles mit den Augen eines Fremden.

Einmal glitt der Blick in einem Kreis durch die Schmiede, bis die Augen den am Boden liegenden Fremden erblickten. Er war in sich zusammengefallen, nachdem er dem Schmied seinen ungewöhnlichen Kuss gegeben hatte. Nun lag er seltsam verrenkt am Boden und rührte sich nicht mehr. Er war tot.

Gregory Thomas interessierte das aber nicht mehr. Im Gegenteil, ein Lächeln flog über seine Lippen, doch es war kein freundliches Lächeln. Eher ein wissendes, gleichzeitig abwertendes und gemeines Lächeln. Denn er war nicht mehr länger der Schmied.

In Gregory Thomas war etwas Fremdes, das ihn ganz und gar kontrollierte. War er vorher noch ein sympathischer, hilfsbereiter Mensch gewesen, machte er nun bereits grausame, menschenverachtende Pläne. Dabei gefiel ihm sein neuer, kräftiger Körper, der vorherige war nicht annähernd so perfekt gewesen.

Damit konnte man etwas erreichen, und das wollte er nun in die Wege leiten. Doch vorher musste die Leiche noch weg. Sie konnte zu leicht gefunden werden, wenn jemand zufällig die Schmiede betrat. Das würde Fragen heraufbeschwören, die er im Moment lieber nicht beantworten wollte.

In einer großen Truhe bewahrte der Schmied häufiger Wertsachen seiner Kunden auf, Sättel oder Taschen mit verschiedenen Inhalten. Das war ein guter Platz. Mit großer Leichtigkeit hob der Schmied die Leiche des unbekanntes Mannes an und trug sie weiter nach hinten, zur Truhe.

Sie war derzeit leer, doch das sollte sich nun ändern. Ohne Rücksicht zu nehmen ließ Thomas die Leiche in die Truhe fallen, schließlich musste er sogar noch ein Bein des Toten brechen, um die Truhe wieder schließen zu können. Nicht einmal einen Blick warf er noch auf die Leiche, Gregory Thomas hatte andere Ziele.

Das Feuer in seiner Schmiede löschte er noch, dann verließ er seinen Arbeitsplatz. Zunächst nahm niemand Notiz von ihm, das war dem Mann sehr Recht. Er wollte nach Hause, zu seinem Haus, in dem er mit seiner Frau wohnte. Zu ihr wollte er, denn sie musste ihm helfen.

Der alte Gregory Thomas wusste das, aber der neue auch. Er hatte all das Wissen seines Wirtes, was ihn nur noch gefährlicher machte. So wusste er auch, wer ihm gerade entgegenkam, es war einer der Schaulustigen von eben, genannt der alte Paddy.

„Gregory, wo willst du denn hin?“, sprach er den Schmied an, für den das eine Störung seiner Pläne war.

„Was geht dich das an, alter Mann? Ich habe heute frei ...“

„Ich wollte doch nur wissen, was mit dem Fremden ist, dem du geholfen hast. Wie geht es ihm?“

„Sehr viel besser, er ist schon weitergezogen, nachdem er sich bei mir ein wenig erholen konnte.“

„Wirklich, ich habe ihn gar nicht aus deiner Schmiede herauskommen sehen?“

„Dann hast du wahrscheinlich nicht gut genug aufgepasst, Paddy. Oder glaubst du, ich würde meine Schmiede verlassen, wenn er noch dort wäre?“

„Nein, aber ich finde das seltsam, ich hätte ihn eigentlich sehen müssen, als er die Schmiede verließ.“

„Das ist dein Problem, nicht meines. Ich muss jetzt nach Hause, wenn du sonst nichts mehr von mir willst ...?“

„Nein, nein, geh nur“, antwortete Paddy nur noch, bevor er den Weg für den Schmied freimachte, der heute ungewöhnlich kurz angebunden und unfreundlich war, anders als sonst.

Schon oft hatte Gregory Thomas dem alten Mann einen Schnaps angeboten, wenn es kalt war oder ein paar nette Worte mit ihm gewechselt. Doch heute war der Schmied anders, das konnte nur an dem unbekanntem Mann liegen, dem er geholfen hatte. Doch mehr wollte Paddy auch nicht nachbohren, er wollte es sich mit Thomas schließlich nicht verscherzen.

So ließ er den Mann ziehen, der sich schnurstracks auf den Weg nach Hause machte. Er kannte den Weg noch und wusste auch, wie er gehen musste, um möglichst wenigen Menschen auf seinem Weg zu begegnen. Ohne weitere Störungen kam er daheim an, wo seine Frau schon auf ihn warten würde.

Das Haus war nicht groß und nur aus Holz gebaut. Dafür war es stabil und hielt auch dem oftmals schlechten englischen Wetter stand. Zwei Öfen im Haus, einer im Wohnzimmer, einer im Schlafraum hielten das Haus schön warm, selbst wenn Schnee lag.

Doch derzeit war es warm genug, die Öfen wurden nicht gebraucht. Auch nicht zum Wäsche machen, denn die wurde in den Hinterhof gehängt, wo jetzt bereits etwas Sonne hinfiel. Und genau dort hielt sich Evelyn auf, mit der Gregory seit mehr als vier Jahren verheiratet war.

Evelyn war zwei Jahre jünger als ihr Mann, eine wirkliche Schönheit war sie nicht, eher etwas burschikos. Dafür konnte sie auch mal anpacken, wenn sie gebraucht wurde und stand ihrem Mann in fast nichts nach.

Ein Kind war den beiden bisher nicht beschieden, dabei wollten sie es unbedingt. Sie waren sogar schon bei der Heilerin des Dorfes, die auf den Namen Marina hörte, gewesen. Offenbar war bei ihnen alles in Ordnung, es hatte nur einfach noch nicht geklappt. Heute wäre eine gute Gelegenheit für ein romantisches Zusammentreffen, doch das war nicht das Ziel des Schmiedes.

Schnellen Schrittes ging er durch den kleinen Flur, bis er an der zugeschobenen Hintertür angekommen war. Hier konnte er Evelyn schon hören, die gerne ein paar alte Melodien von Minnesängern pfiff, wenn sie bei der Arbeit war. Das war auch immer ein Zeichen für gute Laune bei ihr, wobei Gregory seine Frau bisher nur selten schlecht gelaunt erlebt hatte.

Doch das war Thomas Gregory heute egal, als er die Tür ungewöhnlich kraftvoll aufriss und seiner Frau einen kräftigen Schrecken einjagte.

„Huch, Thomas, habe ich mich gerade erschreckt. Was machst du denn um diese Zeit schon daheim, du wolltest doch heute fast den ganzen Tag die Schmiede aufräumen?“

„Kann ich nicht nach Hause kommen, wenn es mir passt?“

„Klar, aber ich dachte ja nur ...“

„Du solltest nicht denken, das überlasse besser mir.“

„Was ist denn mit dir los, du bist so anders?“

„Ich habe hart gearbeitet, jetzt will ich eine Pause machen, um mich zu entspannen. Komm mal rein zu mir, ich habe mit dir zu reden!“

„Ja, gleich, ich muss gerade noch die restliche Wäsche aufhängen, sonst trocknet sie nicht.“

„Nicht gleich, sondern sofort meinte ich!“

„Aber es wird doch noch einen Augenblick Zeit haben, du willst doch bestimmt auch keine klamme Wäsche tragen, oder?“

„Das ist mir egal, komm jetzt rein zu mir!“

Evelyn stutzte, so kannte sie ihren Mann überhaupt nicht. Sie hätte ihren Thomas als ausgeglichen, ruhig, tolerant und immer sehr freundlich bezeichnet. Doch jetzt war er herrisch, leicht erregbar, unfreundlich und sehr bestimmend. War heute etwas in der Schmiede passiert? Weshalb würde er sonst so reagieren?

Ihr war dieser Mann, mit dem sie verheiratet war, heute so fremd, dass sie schon ein wenig Angst bekam. Gut, er sah aus wie Gregory Thomas, aber war er es wirklich? Oder war er nur heiß auf eine schnelle Nummer? Das war auch möglich, vielleicht mit einem kleinen Rollenspiel versehen? Dann sollte sie mitspielen, auch wenn Evelyn noch nicht wusste, welche Rolle sie dabei genau spielen sollte.

Jedenfalls wäre es jetzt unangebracht gewesen, sich weiter zu sperren, daher ließ sie die Wäsche erst mal Wäsche sein und betrat das Haus, wo ihr Mann bereits am großen Tisch sitzend auf sie wartete. Am Tisch, der so etwas wie der häusliche Lebensmittelpunkt war, hier wurde gegessen und sich unterhalten. Sex hatten sie auf ihm auch schon mal gehabt, wollte Thomas das heute?

„Okay, da bin ich, was nun, Gregory?“

„Komm her zu mir!“

Wieder dieser herrische Ton, den Evelyn eigentlich gar nicht mochte. Er passte auch nicht zu ihrem Mann, doch sie wollte lieber gehorchen.

Eine Antwort gab sie aber nicht mehr, sondern ging auf ihren Mann weiter zu, bis sie direkt vor ihm stand und auf ihn herabblicken konnte. Nicht lange allerdings, denn in diesem Moment stand der Schmied auf und ergriff seine Frau hart an ihrer Taille.

„Aua, du tust mir weh“, sagte sie nur, so grob war ihr Mann noch nie gewesen.

„Küss mich jetzt, und dein Leben wird sich schlagartig verändern!“, antwortete er nur und bewegte seinen noch geschlossenen Mund dicht an ihre Lippen heran.

„Nein, ich mag das so nicht, ich bin nicht in Stimmung“, antwortete Evelyn nur und wollte sich wegrehen, aber sie hatte keine Chance.

Ihr Mann war Schmied, weil er so kräftig, niemand konnte sich in einem Zweikampf mit dem Hünen messen, auch seine Frau nicht. Ihren Körper hielt er nun mit nur einer Hand, mit der zweiten griff er nach ihrem Kopf und drehte ihn wieder zu sich hin.

„Ah, was ist denn los mit dir, ich will das nicht?“

„Das ist mir egal, du hast keine Wahl!“

In diesem Augenblick spürte Evelyn seine Lippen auf den ihren. Sie hielt den Mund aber noch verschlossen, sie wollte keinen Sex mehr, nicht mit dieser Person, die ihr wirklich Schmerzen zufügte.

Sie spürte seine Zunge, die ihren Mund öffnen wollte, es aber nicht schaffte. Doch plötzlich war da noch etwas, das regelrecht an ihrem Mund zerrte und die Lippen mit großer Kraft auseinanderriss. Evelyn konnte sich nicht mehr wehren, denn im gleichen Augenblick drang etwas durch ihren Mund in ihren Körper, wodurch sich wirklich ihr ganzes Leben verändern sollte.



Es war jedes Mal eine Überraschung, wenn ich jemandem aus meiner längst verstorbenen Verwandtschaft, meinen Urahnen gegenüberstand, auch wenn es nicht das erste Mal war. Schon mehrfach war ich meinen weiblichen Vorfahren begegnet, aber diese Frau kannte ich noch nicht, das war mir sofort klar.

Meine Gedanken gingen zurück in die Vergangenheit. Ich dachte an Selena, der ich auf einer griechischen Insel begegnet war<sup>4</sup>, außerdem an Tanita und ihre Töchter Alyssa und Alina, auf die ich im schottischen Lindisfarne getroffen war<sup>5</sup>, um dort mit den beiden Schwestern von Wikingern entführt zu werden.

Außerdem hatte ich noch von zwei weiteren Hydes, nämlich von Vanessa und Gabriella Hyde gehört, sie aber noch nicht persönlich getroffen. Alle für sich lebten in verschiedenen Epochen der Zeit, und nun stand wieder eine Hyde vor mir.

Sie hatte mich auch entdeckt und in ihrem Gesicht konnte ich lesen, dass sie mich erkannt hatte. Zumindest meinen Ursprung, meinen Namen konnte sie ja schlecht kennen, schließlich kam ich weit aus ihrer Zukunft.

Wir starrten uns an, aber keine sagte ein Wort. Auch Tommy und die sonst recht plapprefreudige Terry blieben ruhig. Ich vermute mal, sie hielten sich absichtlich zurück und waren nicht so sprachlos wie ich und mein Gegenüber.

---

<sup>4</sup> Siehe Clarissa Hyde Nr. 18 – „Im Auftrag der Zeit“

<sup>5</sup> Siehe Clarissa Hyde Nr. 50 – „Das Blutschiff auf der Themse“

Schließlich begann sie ohne weiteren Grund den Kopf in einer nickenden Bewegung hin und her zu bewegen, dabei sagte sie nur ein Wort, dessen Bedeutung ich kannte.

„Chronos?!“

Es schien Frage und Ausruf gleichzeitig zu sein, denn sie wusste ebenso wie ich, dass es für unsere Ähnlichkeit wohl nur diese Antwort geben konnte. Denn auch unsere stärkste Waffe, den Rubinring trugen wir beide am Finger, und eigentlich konnte es ihn ja nur einmal geben.

„Ja, Chronos ist der Grund für unseren Besuch“, antwortete ich, wobei mir Gedanken durch den Kopf schossen, wie ich mich verhalten sollte.

Bei meinem ersten Aufeinandertreffen dieser Art mit Selena hatte ich lange geschwiegen und uns damit beide in Gefahr gebracht. Gegenüber Tanita war ich ehrlich gewesen, sie hatte mich aber auch sofort erkannt, Ausreden hätten da nicht geholfen. Doch was sollte ich der mir noch unbekanntem Frau sagen?

Wir wussten ohnehin so gut wie nichts, weshalb wir hier waren, daher würde es sich nicht lohnen, etwas zu verschweigen. Von der Zukunft wollte ich zwar möglichst wenig sprechen nahm ich mir vor, aber ansonsten wollte ich bei der Wahrheit bleiben.

„Aus welchem Jahr kommt ihr?“, sprach mich die Fremde und doch so Bekannte wieder an.

„Aus dem Jahr 1999.“

Das war ein harter Hieb für die junge Frau, sie zuckte unter meiner Antwort zusammen. Ich ahnte es ja ohnehin schon, es lag ein großer Abstand zwischen meiner und dieser Zeit, aber so bekam ich schon eine Bestätigung. Aber ich wollte mehr wissen und fragte deshalb nach.

„Sind wir so weit in die Vergangenheit gereist?“

„Ja, ich denke schon. Wir haben das Jahr des Herren 879, es liegen mehr als 1100 Jahre dazwischen.“

Das war schon ein Hammer, aber ließ auch eine gute Einordnung zu. Im Jahre 792 war ich schon gewesen, und wahrscheinlich war diese junge Frau eine Nachkommin von Alyssa, es lagen ja nicht einmal 90 Jahre dazwischen. Das wollte ich jetzt genau wissen, deshalb fragte ich nach.

„Sag mir doch bitte, kennst du eine Alyssa Hyde?“

„Ja, sie war meine Urgroßmutter, leider ist sie schon viele Jahre tot. Kennst du sie auch?“

„Ja, doch das ist eine andere, lange Geschichte.“

„Dann fangen wir am besten erst mal vorne an, mein Name ist Marina, Marina Hyde.“

„Oh ja, vorstellen sollten wir uns wirklich besser erst. Das sind meine Freunde, Tommy Peters und Terry Robinson, mein Name ist Clarissa Hyde.“

„Es freut mich sehr, euch kennen zu lernen. Ich habe viele Fragen an euch, aber sollten wir das nicht vielleicht besser in unserem Dorf besprechen, ich habe dort ein kleines Haus. Es ist auch nicht mehr weit.“

Wir waren natürlich einverstanden und folgten meiner Ahnherrin gerne. Schließlich hatte auch ich viele Fragen, von denen ich nur hoffte, dass ich sie auch alle würde stellen können und nichts Dämonisches dazwischenkam.



Wie bei ihrem Mann Gregory Thomas kurz zuvor dauerte es auch bei Evelyn nur einige wenige Sekunden, bis sie sich verändert hatte. Ihr Blick wurde anders, ebenso die Augen. Waren sie vorher noch von Angst und auch Panik erfüllt gewesen, so konnte man nun eine kalte Berechnung in ihnen lesen.

Evelyn war eine andere geworden, aber ihr Mann war nicht gestorben, so wie der Fremde kurz zuvor in der Schmiede. Auch er stand noch unter fremder Kontrolle, wartete aber noch so lange, bis seine Frau sich an ihren neuen Zustand gewöhnt hatte.

„Was ist passiert?“, wollte sie wissen.

„Du gehörst nun zu mir, bist meine erste Dienerin.“

„Dienerin? Wir sind doch verheiratet, wir haben schließlich damit schon länger zusammengehört.“

„Ich bin aber nicht mehr Gregory Thomas, der Schmied, und du nicht mehr Evelyn. Du trägst nun einen meiner Nachkommen in dir, der dich völlig kontrolliert. Er ist noch sehr jung, deshalb hat er auch nicht mein ganzes Wissen mitnehmen können, aber das ist nicht so schlimm.“

„Und wer bist du?“

„Ich bin Asgar, der Anführer der dämonischen Parasiten!“

Evelyn kannte den Namen nicht, aber etwas in ihr wusste, dass sie diesem Asgar gehorchen musste. Sie musste von ihm abstammen, er war so etwas wie ihr Vater oder ihre Mutter oder sogar beides. Doch sie wusste nicht, was weiter geschehen sollte.

„Wie kommt es, dass du in dem Schmied bist, heute Morgen war er noch normal?“

„Ich war in einem alten Mann, der sich so gut es ging gegen mich gewehrt hatte. Er konnte zwar nicht die Kontrolle über seinen Körper zurückerlangen, aber bei jeder Gelegenheit störte er mich. Offenbar konnte ich ihn nicht völlig kontrollieren, aber das war nicht alles. Ich wollte Nachwuchs zeugen, aber auch das klappte nicht so wie geplant. Der Nachwuchs bildete sich zwar in mir, aber ich konnte ihn nicht herauslassen. Mein Zustand wurde dadurch immer schlechter, und der des Wirtes auch. Wir waren beide kurz davor zu sterben, als uns der Schmied helfen wollte und ich ihn als meinen neuen Wirt nahm.“

„Und er ist besser als Wirt geeignet?“

„Ja, sehr viel besser sogar. Er wehrt sich zwar auch mit Kräften gegen mich, aber er hat keine Chance. Es ist sogar sehr schön, in einem so jungen und starken Körper zu sein, das wird uns helfen.“

„Und was hast du vor?“

„Wir müssen uns vermehren, dafür brauchen wir weitere Wirte. Umso mehr Wirte wir haben, umso mehr Nachwuchs können wir erzeugen und uns immer schneller im Land verbreiten. Irgendwann werden wir die normalen Menschen an Zahl überragen und die Kontrolle übernehmen, erst über die Stadt, dann über das Land, schließlich über die ganze Welt.“

„Wie finden wir neue Wirte?“

„Jeder Wirt muss nur einen Menschen küssen oder ihm den Parasiten in den Mund setzen. Dann wird er Sekunden später zu einem von uns und kann schon nach kurzer Zeit selbst Nachkommen erzeugen.“

„Und so vermehren wir uns immer schneller?“

„Ja, genau, bis uns niemand mehr aufhalten kann. Wenn wir erst mal genug sind, übernehmen wir die Administration und die politische Führung. So kommen wir besser mit unseren Plänen voran.“

„Davon verstehe ich nichts, was kann ich also tun?“

„Du gehst jetzt nach draußen und besuchst ein paar Freunde von Evelyn und Gregory. Versuche es immer so einzurichten, dass du alleine mit einer anderen Person bist, dann musst du nur noch den Parasiten übertragen. Sie sollen dann das gleiche machen wie du, damit es immer mehr werden. Schaffst du das?“

„Ja, selbstverständlich. Soll ich mich sofort auf den Weg machen?“

„Klar, wir treffen uns in drei Stunden wieder hier, bis dahin habe ich hoffentlich schon eine stattliche Menge an Dienern, um die Macht zu übernehmen.“

„Ja, Meister, ich werde alles dafür tun“, antwortete die Frau, die mal Evelyn gewesen war, nur noch, dann verfielen beide in ein gemeinsames Lachen.



Marina geleitete uns in das Dorf Saxton, das für diese Zeit schon eine größere Ansiedlung darstellte. Hier lebten noch fast alle Menschen von der Landwirtschaft, nur ein paar vom Handwerk. Industrie gab es noch nicht und auch der Tourismus war bisher nicht so richtig angelaufen.

Wir hätten gerne mehr von der Ortschaft gesehen, aber Marina führte uns durch einen etwas versteckt liegenden Weg nach Saxton hinein. Sie wollte nicht, dass wir zusammen gesehen werden, denn das hätte komische Fragen verursacht, schließlich sahen Marina und ich uns ja sehr ähnlich.

Auf dem Weg nach Saxton hatte ich Marina das eine oder andere fragen lassen, sie wollte ein wenig über unsere Zeit hören und was sich so getan hatte in den letzten 1000 Jahren. Es fiel mir schwer, ihr darauf ehrliche Antworten zu geben, denn was sollte ich ihr erzählen? Autos, Computer, Flugzeuge, das alles wäre für Marina so fremd gewesen wie für einen Steinzeitmenschen ein stabiles Haus.

Erst dachte ich, dass ich ihr vielleicht von der Reise zum Mond erzählen sollte, immerhin ein epochales Ergebnis menschlicher Bemühungen, aber für Marina war die Erde



noch eine Scheibe, wie sollte ich ihr da die Reise zu diesem komischen Objekt am Himmel erläutern.

Daher umging ich solche Themen, erzählte lieber von der Gleichberechtigung der Frau, den Fortschritten in der Landwirtschaft und der Medizin, was meine Vorfahrin besonders interessierte.

Außerdem fragte sie mich über ihre eigene Urgroßmutter aus, denn sie hatte Alyssa nicht mehr erlebt, aber auch einiges von ihr gehört. Alyssa war so etwas wie eine neue Urmutter für die Hydes geworden, denn sie hatte den Wikinger Sven geheiratet und damit Gene der Wikinger in die Familie der Hydes einfließen lassen. Nachdem Alyssa und Sven mehrere Male ihren Aufenthaltsort hatten wechseln müssen, waren sie letztendlich in der Mitte Englands heimisch geworden.

Sie hatten sich immer vorsehen müssen, denn Alina, die boshafte Schwester Alyssas, hatte ihrer Schwester nach dem Leben getrachtet. Oder noch mehr nach dem Rubinring, der die Quelle der Macht der weiblichen Hydes darstellte.

Doch es war zu keinem Aufeinandertreffen der Beiden mehr gekommen, Alina blieb verschwunden und niemand konnte Jahre später sagen, was mit ihr passiert war. Sven und Alyssa jedenfalls wurden glücklich und bekamen auch eine Tochter, die natürlich die Tradition der Hydes weiter fortsetzte.

Jahre später war dann Marinas Mutter nach Saxton gezogen und hatte hier auch bis zu ihrem Tod vor zwei Jahren gelebt. Mit Bedauern musste ich feststellen, dass es wohl normal für die Hydes wäre, ihre Mütter früh zu verlieren. Bisher war mir das bei fast allen Begegnungen aufgefallen. Meine kurz nach meiner Geburt verschwundene Mutter suchte ich ja ebenfalls und war leider nach wie vor ohne eine echte Spur.

Es war schön, sich mit Marina unterhalten zu können, sie war sehr nett und auch sehr intelligent. Das bekam ich auch bestätigt, als wir ihr Haus betraten, in dem es sowohl medizinische Geräte als auch verschiedene Apparaturen und diverse Bücher gab.

So viele Bücher zu haben, war für diese Zeit wohl eine Rarität und zeugte entweder von großem Interesse oder ausreichendem Vermögen. Der Buchdruck war noch nicht erfunden, die wichtigsten Bücher waren daher von Menschen, oft sogar von Mönchen, abgeschrieben worden.

„Oh, das ist aber eine tolle Einrichtung. Betreibst du Forschung, oder bist du eine Ärztin?“, wollte ich wissen.

„Ein wenig von beidem. Einen richtigen Arzt haben wir auch in Saxton, einer Frau wird in diesem Zusammenhang nicht ausreichend vertraut. Aber ich habe mir einen guten Ruf gemacht, weil ich alte Kräuterrezepte habe und so die eine oder andere Krankheit kurieren konnte. Ich bin aber auch immer wieder auf der Suche nach neuen Kräutern und deren Verwendungsmöglichkeiten für die Heilung von Krankheiten.“

„Das ist toll, Marina, mach mal weiter so. Vielleicht findest du noch etwas Wichtiges heraus, es gibt jedenfalls noch viel zu erforschen, das kann ich dir versprechen.“

„Ja, du hast das ja schon angedeutet. Ich würde gerne in eurer Zeit leben, sie ist bestimmt so ganz anders, oder?“

„Ja, aber es gibt auch Sachen, die sich nicht verändert haben. Wie die Liebe zum Beispiel oder Verbrecher. Wer war das denn eigentlich, der uns da überfallen und Terry fast umgebracht hätte?“

„Das hätte er nicht getan, er ist ein gutmütiger Mensch. Sein Name ist Kendrick of Fultom, das ist eine andere Grafschaft, nicht sehr weit entfernt. Angeblich war er sogar mal ein Adliger, der bei seinem Vater in Ungnade gefallen ist. Seit einigen Monaten ist er bei uns in der Gegend und überfällt reiche Reisende, um mit der Beute den Armen zu helfen. Er behält selbst nur einen kleinen Teil für sich.“

„Oh, ein kleiner Robin Hood“, warf Terry ein, die sich wie wir alle an einen Tisch gesetzt hatte.

„Robin Hood, wer ist das?“, fragte Marina zurück.

„Das ist eine Legende von einem Adligen aus der Gegend von Nottingham, der zum Verbrecher wurde, aber nur von den Reichen nahm und es den Armen gab. Zum Schluss besiegte er den unrechtmäßigen Führer des Reiches und half dem wahren König zurück auf seinen Thron.“

„Eine interessante Geschichte, es gibt durchaus Parallelen zu Kendrick. Vielleicht unterhalte ich mich mal mit ihm darüber, er würde sie bestimmt gerne hören.“

„Kennst du ihn gut?“

„Gut nicht, er kommt ab und zu mal ins Dorf, meistens bringt er Geld oder Gold mit und kauft Lebensmittel dafür. Manchmal hat er aber auch keinen Erfolg gehabt, dann geben ihm die Menschen aus dem Dorf etwas, uns tut er nämlich nichts. Ich habe mal eine Wunde von ihm behandelt, die durch einen Pfeil verursacht wurde. Mehr hatte ich allerdings noch nicht mit ihm zu tun.“

„Okay, eine andere Frage. Wir sollen hier eine Aufgabe erfüllen, aber wir wissen nicht, um was es geht. Kannst du uns vielleicht einen Hinweis geben oder hast du eine Idee?“

„Hmmm, das ist das Problem mit Chronos. Ich durfte auch schon zwei Mal für ihn durch die Zeiten reisen, immer noch weiter in die Vergangenheit hinein. Leider bin ich dabei noch nicht auf andere Hydes getroffen, das fände ich nämlich wahnsinnig spannend. Aber davon abgesehen, Chronos hat mir auch nie verraten, was ich tun soll. Er meinte nur, dann wäre es sicherer, dass ich völlig natürlich handeln würde.“

„Ja, nur leider hängen wir jetzt hier herum und wissen nicht, was wir tun sollen. Vielleicht verpassen wir schon etwas Wichtiges?“

„Das glaube ich nicht. Bestimmt war es vorbestimmt, dass wir uns treffen, eventuell sollen wir unsere Kräfte vereinen, um etwas Magisches zu schaffen.“

„Möglich, aber ein paar mehr Informationen wären schon nett.“

„Kann ich verstehen, ginge mir auch so. Aber lasst uns einfach abwarten, vielleicht geht es schneller, als wir alle es erwarten würden.“

Sie hatte den Satz kaum beendet, als wir wie auf Stichwort das Klopfen hörten. Es kam von der Vordertür, woraufhin Marina aufstand, um zu schauen, wer es war. Kurz schien sie dabei zu überlegen, ob sie uns vorher verstecken sollte, doch sie entschied sich dagegen.

Wir konnten aus unserer Position heraus nichts sehen, Marina und ihr Gast begaben sich zwar zusammen ins Haus, aber sie blieben im Flur stehen. So konnten wir immerhin die Stimmen hören, wobei die zweite Stimme wie die eines kleinen Mädchens klang.

„Oh, Jennifer, schön, dass du mich besuchst. Was kann ich für dich tun?“

„Marina, ich habe ein Problem und ich weiß nicht, mit wem ich darüber sprechen kann.“

„Ich werde gerne versuchen, dir zu helfen und fühle mich durch deinen Besuch geehrt. Aber was ist denn mit deiner Mutter, kann sie dir nicht helfen?“

„Sie ist ja das Problem.“

„Wie kann sie das sein, sie liebt dich von ganzem Herzen?“, antwortete Marina überrascht, denn sie kannte Jennifers Mutter wirklich gut, es war ihre eigene beste Freundin.

„Das hat sie auch, aber heute ist sie ganz verändert. Als ich vom Spielen reingekommen bin, hat sie nur herumgeschrien und sich auch ansonsten sehr ungewöhnlich verhalten. Ich weiß nicht, wie es dazu kommen konnte, aber ich glaube nicht, dass dies noch meine Mutter ist.“

„Hmmm, das ist schon etwas ungewöhnlich, sonst ist deine Mutter ja immer sehr ausgeglichen und nett zu allen. Soll ich ihr gleich mal einen Besuch abstatten und sehen was mit ihr ist?“

„Ja, das wäre toll, Marina.“

„Mache ich doch gerne. Ich habe gerade noch Besuch und muss schauen, ob er mitkommen möchte. Gehe doch bitte schon mal vor, wahrscheinlich ist dann schon wieder alles wie immer.“

„Hmmm, ja, in Ordnung, mache ich. Aber du kommst bestimmt vorbei?“

„Ja, versprochen, in ein paar Minuten. Bis gleich, meine Kleine.“

Damit schickte Marina die kleine Jennifer wieder los, die auch Marinas Patentochter war. Etwas nachdenklich kam sie zurück zu uns.

„Habt ihr alles gehört?“, wollte sie wissen.

„Ja, ihr habt laut genug gesprochen. Du bist sehr nachdenklich, stimmt da wirklich etwas nicht?“

„Erika, so heißt meine Freundin, habe ich nie laut werden oder schimpfen hören. Sie ist die Freundlichkeit in Person. Auf der anderen Seite ist Jennifer ein sehr vernünftiges Mädchen mit ihren 11 Jahren, sie würde keinen Unsinn erzählen. Wir sollten uns das mal ansehen, vielleicht hat es auch mit eurem Auftrag zu tun.“

„Wir sollen dich also begleiten?“

„Ja, das ist bestimmt besser, wenn an der Geschichte etwas dran ist. Ich habe hier noch einen Umhang mit Kapuze für dich, Clarissa, dann fällt unsere Ähnlichkeit nicht sofort so stark auf.“

„Ja, das ist vielleicht besser.“

Der Umhang passte und mit der aufgesetzten Kapuze konnte man mein Gesicht kaum noch erkennen. So konnten wir uns auf die Straße trauen, denn inzwischen hatte ich auch das Gefühl, dass an der Geschichte etwas dran war. Allerdings ahnte ich noch nicht, welche gewaltigen Kreise die ganze Angelegenheit noch ziehen würde.



Wir brauchten nicht lange bis zum Haus von Jennifers Mutter, die Wege waren nicht weit in Saxton. Unterwegs hatte uns Marina noch erzählt, dass Erikas Mann vor zwei Jahren in einem Kampf mit dänischen Invasoren getötet worden war, Erika seitdem also alleine durchkommen musste. Marina half ihr so gut sie konnte, auch der Schmied und seine Frau Evelyn waren mit der Familie gut befreundet.

Schon standen wir vor dem Eingang und waren neugierig, was sich ergeben würde. Hatte es wirklich mit dem Fall zu tun? Möglich war alles, aber eine logische Verbindung fehlte mir noch, wobei die Mächte des Bösen nicht immer logisch vorgingen.

Marina hatte geklopft und es war Erika, die uns die Tür öffnete. Die Ähnlichkeit zu der kleinen Jennifer war unschwer zu erkennen. Die Haare waren kürzer und hatten einen etwas dunkleren blonden Farbton, sonst glichen sich die beiden Personen doch sehr.

Allerdings fiel uns der überraschte Ausdruck in Erikas Gesicht auf, denn mit Besuch hatte sie offenbar nicht gerechnet. Und dann gleich vier Personen, von denen sie drei nicht kannte.

„Oh, Marina, du bist das? Wie kommst es, dass du mich besuchst und dann noch so viele Unbekannte mitbringst?“

„Hallo, Erika. Es gibt keinen besonderen Grund, und das sind Freunde von mir, entfernte Verwandtschaft könnte man sogar sagen. Sie besuchen mich nur für ein paar Tage.“

„Wo kommen sie her?“

„Aus London“, sagte Terry schnell.

„Das ist aber weit. Dann müsst ihr euch aber gut kennen, wenn ihr so eine beschwerliche Reise auf euch nehmt.“

„Ja, das kann man so sagen“, antwortete Marina nur, wobei ich nicht wusste, ob ihr der ungewöhnliche Unterton in Erikas Stimme auch so aufgefallen war wie mir.

„Und was kann ich für euch tun? Ich würde euch ja hereinbitten, aber ich habe viel zu tun und bei mir ist es sehr unordentlich.“

„Nun, Jennifer war eben kurz bei mir, sie wirkte ein wenig verändert, verängstigt würde ich sagen.“

„Verängstigt? Du kennst doch meine Kleine, die hat vor nichts und niemandem Angst, ha, ha.“

„Ist sie denn da?“

„Sie wollte sich hinlegen, vielleicht schläft sie schon. Aber ich kann sie rufen.“

„Ich weiß nicht, ob das sein muss ...“

„Egal, das wird schon gehen. Jennifer, mein Schatz, kommst du mal kurz, Tante Marina ist da?“

Es dauerte eine halbe Minute ungefähr, da erschien die kleine Jennifer. Auch sie war überrascht so viele Menschen vor sich zu sehen und drückte sich ängstlich an ihre Mutter. An ihre Mutter, die sie eben noch als eine Fremde bezeichnet hatte.

„Was ist denn?“, fragte sie ein wenig desorientiert, als ob sie geschlafen hätte.

„Nichts Besonderes, ich wollte nur mal nach dir sehen, meine Kleine. Ist bei dir alles in Ordnung?“

„Ja, was sollte denn nicht in Ordnung sein? Mir geht es gut.“

„Und mit deiner Mutter ist auch alles im Reinen?“

„Natürlich, meine Mutter sorgt gut für mich. War das alles? Ich möchte mich nämlich noch ein wenig ausruhen.“

„Klar, Jennifer, schlaf gut.“

Wir wünschten ihr auch einen guten Schlaf, wie man das halt so tut, gingen aber etwas verwirrt wieder von Erikas Haus weg.

„Das verstehe ich nicht, Jennifer war so verändert“, stellte Marina fest.

„Nun, wir kennen sie nicht so wie du, aber das klingt gerade wirklich nicht so, wie das kleine Mädchen, das eben noch bei dir war.“

„Ganz und gar nicht. Jennifer ist sehr offenherzig, überhaupt nicht ängstlich, auch Fremden gegenüber nicht. Normalerweise hätte sie euch freudig begrüßt und unzählige Fragen gestellt.“

„Kann es sein, dass sie wegen ihrer Mutter gehemmt war und nicht reden wollte?“

„Möglich, aber so richtig kann ich daran nicht glauben. Mir ist das unerklärlich, aber Menschen verändern sich halt und reagieren nicht immer so, wie man es erwartet. Vielleicht steckt ja gar nichts dahinter.“

„Trotzdem sollten wir das nicht einfach ignorieren und auf sich beruhen lassen. Wenn wirklich etwas dran ist, dann kann es wie eine Krankheit sein, die sich ausbreitet. Ist dir denn an Erika etwas aufgefallen, du kennst sie besser als wir?“

„Tja, sie war sehr zurückhaltend, nicht so freundlich und entgegenkommend wie sonst. Es hat mich auch gewundert, dass sie uns nicht hineingebeten hat, aber vielleicht war ihr das unangenehm.“

„Ich habe mich auf Erika konzentriert, auch als ihr mit Jennifer gesprochen habt“, warf Tommy ein.

„Ich hatte den Eindruck, dass sie sich unter Kontrolle gehalten hat, wie mit einer angezogenen Handbremse und ein wenig unter Druck. Ich glaube auch, dass hier etwas nicht stimmt. Aber wo das Problem liegt, kann ich nicht sagen.“

„Ja, das kann sein, mir ist das auch alles sehr unklar“, stimmte ihm Marina zu.

„Und was machen wir nun?“, wollte Terry wissen.

„Ich weiß es nicht, keine Ahnung, ich fühle mich damit überfordert.“

„Vielleicht sollten wir mal mit dem Dorfpfarrer sprechen, die sind meistens sehr gut informiert und am Puls der Zeit. Wenn ihm auch etwas Ungewöhnliches aufgefallen ist, wäre das wie eine Bestätigung für unsere Vermutungen“, schlug ich vor.

„Eine gute Idee, Clarissa. Unser Father Henry ist zwar schon recht alt und ein wenig gebrechlich, aber ein guter Menschenkenner und bestimmt eine große Hilfe.“

„Dann machen wir uns auf den Weg, die Kirche ist dort drüben, wahrscheinlich finden wir ihn ja dort oder in der Nähe.“

„So wird es sein, meine Freunde, folgt mir bitte!“



Erika war heilfroh, ihre Haustür schließen zu können und Marina und die drei Fremden loszuwerden. Erst einmal musste sie tief durchatmen, denn sie hatte sich wirklich sehr unter Kontrolle halten müssen, um nicht etwas Unfreundliches zu den Störenfrieden zu sagen.

„Das war knapp“, hörte sie plötzlich die Mädchenstimme hinter sich sagen.

Jennifer war nicht ins Bett gegangen, sie hatte hinter der nächsten Ecke gewartet, bis die Besucher wieder gegangen waren. Nun war sie wieder zu ihrer Mutter in den kleinen Empfangsflur gegangen, aber ihre Stimme hatte nicht freudig, sondern kalt und be-rechnend geklungen.

„Ich weiß, du hast uns in eine große Gefahr gebracht“, antwortete Erika nur, dabei sprach sie aber nicht wie mit einem Kind, sondern wie mit einer Erwachsenen.

„Das war nicht ich, das war diese kleine Göre, das darfst du nicht vergessen.“

„Ja, klar. Du hast ja Recht. Nun sind wir sie ja los und können zusammen unserem Meister dienen.“

„Hätten wir sie nicht auch zu seinen Dienern machen sollen?“

„Wir beide alleine gegen vier Gegner, darunter ein Mann? Das wäre sehr gefährlich gewesen. Unsere Zahl wächst zwar ständig, aber noch sind wir nicht genug, wir sind zu leicht angreifbar. Außerdem hatte ich den Eindruck, dass uns diese vier sogar gefährlich werden können.“

„Wieso?“

„Du weißt es nicht, aber Marina ist eine Hexe. Sie hat besondere Fähigkeiten und dient dem Guten.“

„Ääääh, nicht dem Satan?“, antwortete Jennifer angewidert.

„Nein, der weißen Magie. Sie hat mir mal etwas davon erzählt, als ich sie beim Kampf mit einem Wesen der Nacht beobachtet habe.“

„Dann ist sie eine Feindin unserer Sache, sie muss eliminiert werden.“

„Oder wir machen sie zu einer der Unseren.“

„Das wäre natürlich noch besser. Und die anderen?“

„Ich kann es dir nicht sagen, aber ich habe bei ihnen eine Aura gespürt, ähnlich wie bei Marina. Sie dienen auch dem Guten und sind unsere Feinde.“

„Das müssen wir schnell etwas tun, bevor sie uns gefährlich werden können.“

„Ja, das ist richtig. Außerdem kommen sie aus London hat die Blonde gesagt. Für uns wäre das eine großartige Möglichkeit, die Saat des Meisters auch in diese gewaltige Stadt zu bringen. Wir könnten uns dann noch viel schneller verbreiten.“

„Das wäre fantastisch. Aber wie sollen wir vorgehen?“

„Wir brauchen Hilfe und teilen uns auf. Ich verfolge die vier so unauffällig wie es geht, du rennst zu unserem Meister und erzählst ihm von den Fremden und Marina. Er wird wissen, was zu tun ist.“

„Ja, so machen wir es. Ich beeile mich.“



Die Kirche bildete wie meist bei solchen Gemeinden das Zentrum des Ortes, auch hier war es so. Weit mussten wir nicht gehen, dann standen wir vor dem Gebäude, das auf mich eher einen unfertigen, provisorischen Eindruck machte. In der Tat war es noch nicht fertig gebaut worden, aber die Bauarbeiten sollten Marinas Aussage nach demnächst wieder weitergehen.

Durch das Eingangstor betraten wir das religiöse Gebäude und bekamen sofort das typische Gefühl, wenn man Kirchen betritt. Ein wenig Beklemmung, eine tiefe Ruhe aber auch eine unter anderem durch die verbauten Steinquader verursachte Kühle.

Keiner von uns sagte ein Wort, wir wollten uns zunächst orientieren und uns der Atmosphäre hingeben. Von innen sah die Kirche besser aus als von außen, zumindest war sie vollständig funktional. Nur an einer Seite konnte man die Auswirkungen der noch nicht fertig gestellten Bauarbeiten erkennen. Dort lagen einige Bretter, standen schwere Steine und große Eimer, wahrscheinlich mit Farbe.

„Durch den letzten Krieg mussten die Bauarbeiten gestoppt werden, nun hat der Graf den Weiterbau für den nächsten Monat angekündigt. Die meisten Einwohner von Saxton freuen sich darüber.“

„Die meisten?“, hakte ich nach.

„Ja, nicht alle. Das Christentum ist zwar in England schon weit verbreitet und hat die heidnischen Götter abgelöst, aber es gibt immer noch verschiedene Bevölkerungsgruppen, die sich dem Christentum verschlossen haben.“

„Wie siehst du das persönlich?“, wollte ich von Marina wissen.

„Im Gegensatz zu vielen meiner Landsleute habe ich ja auch einen Blick hinter die Kulissen werfen können. Ich weiß, dass es andere Welten gibt und auch Götter wirklich existieren. Unsere Familie ist schon vor langer Zeit zum Christentum konvertiert. Die neue Religion kam mit den Römern, aber es gibt auch viele andere Wurzeln noch, selbst in mir. Dort ist auch noch Platz für die Wikinger und ihre Götter, aber auch für die heidnischen Götter und ihre Bräuche. Sogar viele Bräuche der Kelten werden noch angewendet, allerdings eher im Verborgenen. Es ist für mich nicht leicht, so zwischen den Stühlen zu sitzen, aber ich komme bisher noch ganz gut damit klar. Wie ist es denn bei Euch, an was glaubt ihr?“

„Auch keine einfachere Frage. Das Christentum ist eine Weltreligion, es gibt aber auch einige andere große Religionen. Insgesamt ist aber der Glaube an Götter und die Religiosität der Menschen nicht mehr so ausgeprägt wie zu eurer Zeit. Immer weniger Menschen gehen sonntags in die Kirche und beten eher das Geld als ihren Gott an. Aber es gibt zum Glück noch Ausnahmen.“

„Scheint eine komische Zeit zu sein, in der ihr lebt.“

„Das denke ich manchmal auch“, antwortete ich schmunzelnd, denn tauschen wollte ich auch nicht unbedingt, obwohl das Leben früher manchmal einfacher war.

„Oh, da vorne sehe ich den Pfarrer, wir sollten zu ihm gehen!“

Tatsächlich, gerade kam jemand aus einem kleinen Raum seitlich des Altars und legte etwas auf dem Pult ab, von dem die Predigten abgehalten wurden. Der alte Mann hatte uns auch entdeckt und schaute uns freundlich entgegen, als wir auf ihn zukamen.

„Kennt er eigentlich dein Geheimnis?“, wollte ich noch von Marina wissen.

„Nur ein paar Ansätze, ich bin mir aber sicher, er ahnt etwas. Gesprochen habe ich noch nie mit ihm darüber.“

Das war eine nicht ganz unwichtige Information, denn, wenn wir mit dem Pfarrer über außergewöhnliche Umstände reden wollten, dann würde er wahrscheinlich wissen wollen, weshalb wir uns dafür interessieren.

Zwischen der zweiten und dritten Bankreihe trafen wir uns, wobei er erst Marina begrüßte und dabei herzlich umarmte. Anschließend waren wir an der Reihe, wir bekamen jeweils einen Handschlag und links und rechts jeweils einen Kuss auf die Wangen.

Ich hatte dabei die Zeit, mir den Mann genauer anzuschauen, er musste schon weit jenseits der 50 Jahre sein, vielleicht schon über 60. Für diese schwere Zeit ein gutes Alter, die durchschnittliche Lebenserwartung lag wahrscheinlich deutlich niedriger.

Die Haare waren bereits grau und in dem Gesicht waren auch einige Falten zu erkennen. Auch die Hände waren nicht mehr jung und glatt, sondern rau und faltig, dieser Mann hatte in seinem Leben auch schon mehrfach kräftig anpacken müssen. Ein wenig gebückt ging er, vielleicht hatte er Rückenschmerzen, durch Verschleiß oder wie auch immer.

Jedenfalls lächelte er uns freundlich an und machte einen sehr sympathischen Eindruck. Anders als bei Erika schien das Lächeln von Herzen zu kommen, diesem Mann konnten wir vertrauen. Doch hoffentlich konnte er uns auch helfen.

Marina stellte uns gegenseitig kurz vor, wobei sie uns als Freunde aus London bezeichnete, die das Land bereisten und ihrer Freundin gerade einen Besuch abstatteten. Father Henry stellte ein paar kleine Fragen zu verschiedenen Themen, wie es uns in Saxton gefiele, wie die Reise war, und so weiter, aber er bemerkte offenbar, dass wir etwas Anderes von ihm wollten. Deshalb stoppte er auch mit seinen Fragen und schaute Marina während dieser Gesprächspause lange prüfend an.

„Marina Hyde, wir kennen uns schon lange, dein Besuch hier erfolgte nicht ohne Grund. Was kann ich für euch tun, wie kann ich euch helfen?“

„Das ist nicht so einfach zu beschreiben, Father. Ich versuche es mal so, ist euch heute oder in den letzten Tagen etwas Ungewöhnliches hier in Saxton aufgefallen?“

„Hmmm, was verstehst du darunter? Ungewöhnliches ist ein sehr weiter Begriff.“

„Nun, haben sich zum Beispiel Menschen anders verhalten als sonst?“

„Da sagst du etwas, das ist mir wirklich aufgefallen. Erst einmal seid ihr heute die ersten Besucher in der Kirche. Das ist selten, aber auch nicht völlig unnormal, schließlich haben wir ja heute keinen Sonntag. Aber viele Einwohner von Saxton verhalten sich wirklich seltsam. Sie stehen oft in kleinen Gruppen herum, unterhalten sich geheimnisvoll und verstummen, wenn jemand in ihre Nähe kommt. Aber es werden auch ständig mehr, die sich so verhalten.“

„Haben Sie mit einem von diesen Menschen gesprochen, Father?“



„Ich habe es versucht, aber sie sind mir aus dem Weg gegangen. Ich habe nur noch gehört, dass heute Morgen ein Kranker oder Verletzter sich in unsere Stadt geschleppt hat.“

„Wissen Sie mehr darüber?“

„Nicht viel, der alte Paddy hat es mir erzählt. Unser Schmied Tom hat den Fremden in seine Schmiede getragen, doch nur der Schmied kam später wieder heraus, der Fremde blieb verschwunden.“

„Das war aber nicht alles, ich sehe Ihnen das an?“

„Bin ich so sehr wie ein offenes Buch, Marina? Ja, das war nicht alles. Paddy hat mir erzählt, dass Tom, der eigentlich Gregory Thomas heißt, sich hinterher so komisch verhalten hätte. Er war unfreundlich, hatte es sehr eilig und wollte sich von Paddy am liebsten gar nicht stören lassen. Doch ein paar Stunden zuvor war er noch völlig normal gewesen.“

„Vielleicht liegt da der Ursprung, dem sollten wir nachgehen“, schlug Marina vor.

„Aber der Ursprung von was, meine Tochter?“

„Das wissen wir selbst auch nicht, Father. Aber wir sind der Meinung, dass hier etwas nicht stimmt.“

„Etwas Böses liegt über Saxton, meint ihr das?“

„Ich weiß es nicht, es ist möglich.“

„Dann ist es gut, wenn du dagegen ankämpfen möchtest, Marina. Ich habe großes Vertrauen zu dir, dich umgibt eine Aura des Guten. Ich kann nicht sagen, woran es liegt, aber dir traue ich zu, eine Lösung zu finden und das Böse zu besiegen.“

„Danke, ich werde es versuchen.“

„Aber auch deine Freundin Clarissa, die sich in dem Mantel mit der Kapuze versteckt, ist etwas Besonderes. Sie umgibt die gleiche Aura, wie ich sie bei dir spüren konnte. So etwas habe ich noch nicht in dieser Form bemerkt. Ihr seid euch irgendwie sehr ähnlich.“

Das war für mich wie ein Stichwort, jetzt brauchte ich die Kapuze nicht mehr, auch den Mantel zog ich aus.

„Wahnsinn, ihr gleicht euch wie Zwillinge. Zusammen werdet ihr noch stärker sein, eine Macht des Guten. Mehr brauche ich auch gar nicht von euch zu wissen. Ich vertraue darauf, dass ihr es schafft.“

„Das ist gut, wir werden versuchen, euer Vertrauen zu rechtfertigen, Father Henry. Eine Bitte hätte ich noch, bitte sprecht mit niemandem darüber. Noch soll niemand wissen, dass wir uns gegen das Böse stellen wollten, denn noch kennen wir ja auch unseren Gegner nicht.“

Father Henry lächelte und wollte schon zu einem Nicken und einer positiven Antwort ansetzen, als wir das Geräusch hinter uns hörten. Der Pfarrer hatte es ebenfalls gehört und schaute auch in die Richtung, aus der es aufgeklungen war. Jemand hatte die Eingangstür betreten, aber sehen konnten wir niemanden, denn mehrere Säulen standen uns im Weg.

Aber wir konnten eine Stimme hören, die unangemessen laut etwas in die Kirche hinein brüllte.

„Darum braucht ihr euch keine Gedanken mehr zu machen, euer Geheimnis ist bald ganz sicher bei ihm, ha, ha.“

In gleichem Augenblick hörten wir ein zischendes Geräusch, Sekundenbruchteile später fuhr dem so freundlichen Pfarrer ein Armbrustbolzen mitten in die Stirn.



Jennifer folgte dem Auftrag ihrer Mutter und eilte zu ihrem Herrn und Meister Asgar, der im Körper des Schmiedes Gregory Thomas steckte. Der befand sich in seiner Schmiede, wo er schon mal zehn seiner Diener um sich versammelt hatte, es waren aber schon viel mehr.

Sie alle waren untereinander verbunden. Zwar konnten sie keine Gedanken austauschen oder von Asgar Befehle empfangen, aber zumindest konnten sie spüren, wo ihr Meister sich befand. Der Rest würde nach und nach kommen. Asgar hatte sehr überhastet seinen Nachwuchs verteilen müssen, sonst wären sie ohne menschliche Körper schnell verendet.

Da sie noch jung waren, fehlten ihnen die geistigen und körperlichen Kräfte ihres Meisters, aber sie würden schnell wachsen, lernen und stärker werden. Doch so lange waren sie angreifbar und verletzlich. Vor allem mussten sie sich gegen Feinde schützen und ihren Anführer verteidigen, deshalb umgab sich Asgar immer gerne mit einer kleinen Leibgarde.

Seine Frau war bei ihm, außerdem noch weitere 4 Männer, 6 Frauen und ein kleiner Junge von sechs Jahren. Sie berieten, wie sie weiter vorgehen wollten, als Jennifer die Schmiede betrat.

„Meister, ich habe eine wichtige Botschaft für euch“, trat sie demütig mit gesenktem Kopf an ihn heran.

„Jennifer, mein Kind, lass hören!“

„Es gibt Feinde in der Stadt, meine Mutter und ich haben mit ihnen gerade eben gesprochen.“

„Wissen sie von uns?“

„Nein, ich denke nicht. Aber sie ahnen, dass etwas nicht stimmt. Sie könnten vielleicht hinter unser Geheimnis kommen.“

„Wer sind sie?“

„Marina Hyde, die Heilerin, sie scheint die Gefährlichste von ihnen zu sein.“

„Hyde, Marina Hyde? Sag mir Jennifer, trägt sie einen roten Ring?“

„Ja, ich habe ihn schon mehrfach an ihr gesehen.“

„Verdammt, das ist eine der Hyde-Hexen, sie sind Feinde meines Herrn Rufus.“

„Konnte er sie noch nicht vernichten?“

„Er hat schon viele von ihnen getötet, aber er konnte bisher ihre Familie nicht endgültig auslöschen. Sie sind gefährlich, mit ihrem Rubinring kann sie uns vernichten. Der Wirt würde dabei sogar überleben.“

„Dann sollten wir sie vernichten, nicht wahr?“

„Ja, das wäre gut. Aber vielleicht können wir sie sogar zu einer der Unseren machen, dies würde meinen Meister sicher sehr erfreuen. Wer ist noch bei ihr?“

„Zwei Frauen, ein Mann, alle noch recht jung, nicht weit über 20 Jahre alt.“

„Tragen sie Waffen?“

„Nein, ich konnte keine sehen. Dafür tragen sie sehr ungewöhnliche Kleidung, sie kommen wohl von weit weg.“

„Das ist egal, aber wir müssen uns vorsehen. Wo sind sie jetzt?“

„Sie sind in Richtung Stadtmitte gegangen, Erika verfolgt sie.“

„Sehr gut, dann werden wir sie jetzt angreifen. Jennifer kommt mit uns, außerdem alle Männer. Die Frauen gehen wieder nach draußen und vermehren unsere Zahl. Bald sind wir stark genug, dann greifen wir den Grafen an, anschließend kann uns nichts mehr aufhalten, ha, ha.“



Es war alles so furchtbar schnell gegangen, dass wir nicht hatten reagieren können. Um den Pfarrer tat es mir unsagbar leid. Er war sehr nett gewesen und hätte uns bestimmt eine große Hilfe sein können. Doch der Schuss mit dem Bolzen in die Stirn war augenblicklich tödlich, daran gab es keinen Zweifel. Es dauerte sogar noch etwas, bis der Mann nach hinten kippte, doch wir konnten ihm nicht mehr helfen.

Wir mussten an uns denken und deshalb gab ich den wichtigen Befehl, bevor auch wir getroffen werden konnten.

„Runter, sucht Deckung zwischen den Bänken!“, schrie ich, und meine Freunde folgten mir.

Terry und Tommy blieben dicht beisammen und lagen zwischen der zweiten und dritten Reihe. Ich wollte zunächst hinter die erste Reihe, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben, doch da sah ich schon eine Bewegung aus der Richtung, aus welcher der inzwischen tote Pfarrer ursprünglich zu uns gekommen war.

Marina war ganz in meiner Nähe und auf meinen Wink hin begab sie sich auch zwischen die erste und zweite Reihe. Die Bänke waren aus massivem Holz und so gebaut, dass man uns nicht würde sehen können. Aber wir konnten auch nichts erkennen, nur hören konnten wir etwas.

Da waren zunächst Schritte. Männliche Schritte in erster Linie, man konnte es an dem Gewicht hinter den Geräuschen erahnen. Vom Eingang der Kirche vernahmen wir sie, es waren mindestens zwei, wahrscheinlich sogar drei Personen. Aber auch von hinten kamen sie, aus der Sakristei. Vorsichtig spähte ich durch ein Loch in der Verkleidung und erkannte zwei Männer beim Näherkommen.

Sie waren bewaffnet, aber mit einer Heugabel und einem langen Dolch, nicht mit einer Armbrust. Der Schütze musste durch den Haupteingang gekommen sein, hoffentlich war er der einzige Gegner mit einer Armbrust. Die Gefährlichkeit dieser Waffen hatten wir gerade wieder einmal mitbekommen, ich benutzte ja auch gerne so eine Waffe, dann allerdings mit silbernen Bolzen.

Gerne hätte ich diese Waffe nun bei mir gehabt, doch wir waren zum Shopping nun einmal nicht bewaffnet aufgebrochen. Ein Fehler wie sich nun zeigte, aber wer macht schon alles perfekt? Leider hatten wir quasi gar keine Waffen gegen Dämonen, nur meinen Ring. Aber hatten wir es überhaupt mit Dämonen zu tun?

Wahrscheinlich nicht, denn die meisten Dämonen benutzen keine Armbrüste. Sie verließen sich auf andere Waffen, Klauen, Vampirzähne oder auch auf ihre Magie. Die Armbrust deutete auf menschliche Gegner hin, aber was hatten die für einen Grund, den Pfarrer zu erschießen?

Rätsel über Rätsel, aber wahrscheinlich würden wir schneller Antworten bekommen als uns lieb war. Noch immer sah ich nicht viel von unseren Gegnern, nur ab und zu hörten wir noch Schritte oder geflüsterte Anweisungen. Sie schienen ihre Position weiter zu verbessern und uns völlig einzukreisen. Leider konnten wir nichts dagegen tun, wenn wir nicht die nächsten Opfer eines schnellen Armbrustbolzens werden wollten.

Immer mehr Zeit verstrich, sie kam mir wie Stunden vor. Es waren aber inzwischen gerade mal zwei Minuten vergangen, seit dem Tod des Pfarrers. Niemand hatte uns bisher angesprochen, doch das änderte sich plötzlich.

„Marina, Marina Hyde, kannst du mich hören?“

Es war die Stimme von der kleinen Jennifer. Sie klang ein wenig besorgt, auf Anhieb konnten wir nicht sagen, ob es ein normales oder verändertes Mädchen war. Marina schaute mich an, aber ich deutete ihr an, zunächst ruhig zu bleiben. Wir sollten unsere genaue Position besser nicht verraten.

„Marina, du kannst dich ruhig melden, wir wissen, dass du mit deinen Freunden hier drin bist. Du kannst uns nicht entkommen, ihr seid komplett umzingelt. Ich habe hier jemanden, der gerne mit dir sprechen möchte. Und wenn ihr nicht mit uns sprechen wollt, zünden wir einfach die Kirche an, das Holz brennt bestimmt besonders schön.“

Ein teuflischer Plan, wie er eigentlich nur dem kranken Gehirn eines Dämons entspringen sein konnte. Aber er würde seinen Zweck erfüllen, wir konnten nicht mehr weiter *Toter Mann* spielen. Daher gab ich nun auch Marina das Zeichen, sich zu melden, aber dabei in Deckung zu bleiben.

„In Ordnung, ich bin hier, was wollt ihr von uns?“

„Endlich eine Antwort, eine Hyde gibt uns die Ehre“, hörten wir diesmal die dumpfe Stimme eines Mannes.

Ich kannte sie nicht, aber ich sah Marina an, dass sie die Stimme erkannt hatte. Sie flüsterte mir zu, dass es der Schmied war, und damit gaben die ganzen bisherigen Fakten immer mehr einen Sinn. Irgendwie musste sich der Schmied bei dem unbekanntem, kranken Mann mit etwas infiziert haben, aber mit was?

„Gregory Thomas? Das war doch deine Stimme, was soll das alles?“

„Es ist die Stimme, aber ich bin nicht mehr Gregory Thomas. Ich stecke nur in seinem Körper.“

„Und wer bist du?

„Asgar, der König der dämonischen Parasiten und bald auch Herrscher über die ganze Welt.“



Verdammt, warum hatte ich daran nicht früher gedacht? Asgar, der Parasit, ich kannte ihn. Meine Gedanken gingen zurück an meine Reise nach London, schon eine ganze Weile war es her.

Während der Fahrt entdeckte ich meine Fähigkeit, manchmal in die Zukunft sehen zu können, das rettete einer älteren Frau namens Joanne Harper das Leben. Sie wollte nach London, um ihren Sohn zu besuchen, doch der war in der vorherigen Nacht bereits zum Wirt für Asgar, den Parasiten, geworden.

Er und Rufus hatten diesen Plan ersonnen, dabei ging es gar nicht um mich. Es war reiner Zufall, dass ich darin involviert worden war. Es lag nur an der Tatsache, dass Joanne mich informiert hatte, weil ihr Sohn sich so merkwürdig verhielt. Ich traf mich mit ihr, doch beim zweiten Mal erschien sie nicht mehr, gab sogar vor, alles wäre wieder in Ordnung. Ich traute dem Braten nicht, brach in das Haus ein, entdeckte den Parasiten Nachwuchs und musste um mein Leben kämpfen. Joanne und ein wenig Weihwasser halfen mir schließlich, so dass der angeschlagene Asgar aus Joannes Sohn flüchten musste.

Ich jagte ihm nach, er war nur so groß wie ein kleines Nagetier, eine Maus, aber zum Glück nicht so schnell. Ein silberner Bolzen beendete sein Leben, damit dachte ich, das Thema wäre erledigt.<sup>6</sup>

Doch dem war nicht so. Natürlich konnte ich bei einer Reise in die Vergangenheit auf Gegner treffen, die längst vernichtet waren. So ähnlich war es mir ja schon einmal mit einer von Rufus Welten passiert. Aber das hier war natürlich neu für mich.

Noch etwas fiel mir jetzt wieder ein. Asgar hatte mich damals erkannt, obwohl ich ihm ja nie begegnet war. Das war logisch, denn wir trafen uns offensichtlich in der Vergangenheit. Für ihn war es damals schon passiert, für mich halt noch nicht.

Alles sehr kompliziert, aber konnte ich ihn überhaupt heute vernichten? Ich musste ja in seiner Zukunft, aber meiner Vergangenheit noch einmal auf ihn treffen. Doch konnte er mich töten? Dann hätte ich ihn ja nicht mehr in der Zukunft vernichten können, alles ziemlich paradox.

Chronos behauptete zwar immer, die Zeit sei nicht so kompliziert und alles wäre immer genau so, wie es auch passiert ist. Die Zeit wäre also unabänderlich, zumindest die Vergangenheit. Aber verlassen wollte ich mich irgendwie nicht darauf.

Dies warf die nächste Frage auf, was sollten wir jetzt tun? Wir durften Asgar nicht in die Hände fallen, dann waren wir verloren. Er würde uns zu seinen Dienern machen, außerdem würde es Rufus ein besonderes Vergnügen machen, zwei der Hyde-Hexen in

---

<sup>66</sup> Siehe Clarissa Hyde Nr. 2 – „Dämonische Parasiten“

seine Gewalt zu bekommen. Das konnte sogar die ganze Familie auslöschen, schließlich hatten weder ich noch Marina bisher Kinder.

Eine Weile hatte ich nur meinen Erinnerungen nachgehungen und mir Gedanken über die Zeit und unsere Lage gemacht, nun mussten wir wieder an das Jetzt denken. Marina schaute mich auch schon fragend an, sie kannte Asgar schließlich nicht. Daher deutete ich ihr an, mit ihm zu reden. Vielleicht konnte sie Informationen von ihm einholen, die uns helfen konnten. Außerdem wollte ich Zeit gewinnen, um nach einem Ausweg zu suchen.

„Was ist mit dir, Hexe, du sagst gar nichts mehr? Bist du so beeindruckt? Hast du meinen Namen schon gehört?“

„Nein, sollte ich ihn gehört haben? Du bist ein Parasit, mit Parasiten habe ich meistens nur wenig zu tun.“

Das gefiel mir, Marina reizte unseren Hauptfeind, als ob ich ihr die Worte in den Mund gelegt hätte. Dämonen waren Egomane, extrem von sich überzeugt und es war leicht, sie in ihrer Eitelkeit zu verletzen.

„Du wagst es, so mit mir zu reden, du verdammte Hexe?“

„Warum nicht, ich kenne dich nicht?“

„Ich bin ein Diener von Rufus, einem der mächtigsten Dämonen der Hölle.“

„Rufus kenne ich, aber von dir hat er nie gesprochen. So wichtig kannst du also nicht sein.“

Asgar musste vor Wut schäumen. Er wurde auch bereits unvorsichtiger und kam näher. Vorsichtig lugte ich um eine Ecke und sah den großen, kräftigen Mann jetzt vor den großen Säulen stehen und in unsere Richtung schauen. Leider waren da noch zwei weitere Männer, außerdem die kleine Jennifer, die wir nicht unterschätzen durften.

Wenn ich jetzt eine Armbrust gehabt hätte, ich hätte geschossen. Es bestand zwar die Gefahr, den Wirt damit ebenfalls zu töten, aber Asgar und seine Brut waren zu gefährlich, sie mussten um jeden Preis gestoppt werden. Und wenn Asgar ausfiel, dann starben auch seine Miniparasiten, das hatte ich schon so erlebt.

Aber ich war ohne Armbrust, und dazu war Asgar noch zu weit entfernt. Ich wäre gerne aufgesprungen und hätte ihn angegriffen, aber seine Diener hätten mich vorher erwischt. Außerdem hatte er eine Armbrust, ein Bolzen lag abschussbereit auf der Sehne.

„Du führst große Worte, Hexe, aber gleich wirst du ruhiger werden. Möchtest du wissen, welches Schicksal ich für euch auserkoren habe?“, fing der Parasitenkönig wieder an.

„Klar, ich bin immer neugierig.“

„Ihr werdet zu meinen Dienern gemacht. Jeder von Euch bekommt einen Parasiten eingepflanzt, die dann jeweils eure Körper kontrollieren. Euch wird es danach Freude bereiten, mir zu dienen, euch zu vermehren und auch in anderen Menschen den Keim des Bösen auszusetzen. So wird unsere Zahl wachsen, bis wir irgendwann die ganze Welt kontrollieren.“



Es hatte Asgar großen Spaß bereitet, uns mit dieser Aussage zu schocken, aber bei mir hatte sie ihren Effekt verfehlt. Ich kannte Asgar schon ein wenig besser als meine Freunde und ich wusste inzwischen, wie Dämonen dachten und was sie für Ziele hatten.

Wie Marina, Tommy und Terry Asgars Ankündigung verarbeiteten, konnte ich nicht sagen. Sie lagen nur wenige Meter von mir entfernt, aber wir hatten keinen Kontakt, wir wollten unsere Deckung nicht gefährden.

Es wunderte mich ohnehin, dass Asgar seine Leute nicht schon auf uns gehetzt hatte, schließlich hatte er erkannt, dass wir eine mögliche Gefahr für ihn und seine Pläne waren. Vielleicht fürchtete er uns auch zu sehr, oder rechnete damit, dass wir bewaffnet waren.

„Keine Antwort? Wollt ihr euch nicht lieber ergeben, dann bleiben euch weitere Schmerzen erspart?“

„Danke, ich muss dieses Angebot zurückweisen. Außerdem ist in meinem Körper nur Platz für eine Person, ich möchte ihn nicht teilen“, antwortete Marina trotzig.

„Ich fürchte, ihr werdet keine andere Wahl haben, wie wollt ihr entkommen?“

„Das ist zweitrangig, wie wollt ihr uns kriegen? Und warum musste überhaupt der arme Pfarrer sterben, er hatte euch nichts getan?“

„Weil er keine Chance dazu bekam, wehret den Anfängen ist mein Motto. Die Männer der Kirche sind den Kräften des Bösen schon immer im Weg gewesen.“

„Und warum habt ihr ihn nicht zu einem der Euren gemacht?“

„Das hätte sich nicht gelohnt, er war alt und wäre sowieso bald gestorben. Dafür wollte ich keinen meiner Jünglinge opfern. Es wäre unnötig gewesen, denn ich habe andere, wichtigere Ziele.“

„Und wie sehen die aus?“

„Macht, ungeheuer viel Macht. Doch vorher muss ich euch aus dem Weg räumen.“

Die Art und Weise wie er diese Worte ausgesprochen hatte, klang ganz anders, als zuvor. Nun ging es los, und ich musste auch nicht mehr lange warten.

„Los, macht sie endlich fertig, aber ich will sie nach Möglichkeit alle lebend!“



Das war das Stichwort und schon stürmten die Männer, die Asgar mitgebracht hatte, auf uns los. Und sie hatten es geschickt angefangen, zwei kamen von vorne, zwei von hinten und jeweils einer von beiden Seiten. Derweil blieb Asgar zusammen mit der kleinen Jennifer in der Nähe des Haupteingangs stehen, um von dort aus seine Truppen zu befehligen.

Würden wir eine Chance haben? Wir waren vier gegen sechs oder sogar acht, außerdem wollte ich nicht unbedingt einen der Gegner töten, schließlich waren es Menschen, nur durch Parasiten beeinflusst. Aber wehrlos ergeben wollten wir uns auch nicht.

Wir sprangen alle auf, aber die Gegner waren schon dicht heran. Gerne hätte ich Asgar direkt angegriffen, aber der Weg war mir versperrt. Wo sollten wir hin?

„Wir müssen durch die Sakristei raus!“, schrie Tommy, den bereits der erste Gegner angriff.

Doch der war unvorsichtig, er wollte Tommy einfach die Faust in den Magen rammen, doch unser Freund wich aus. Durch den Schwung fiel sein Angreifer nach vorne, so dass Tommy ihn noch einmal kräftig Schwung mitgeben konnte. Mit einem lauten Donnern krachte er gegen die nahe und recht massive Kirchenbank und sackte in sich zusammen.

Terry und Marina waren schon in Richtung Sakristei geflüchtet, doch schon wurden sie auch dort angegriffen. Der erste Mann wollte nach Marina greifen, doch sie hielt ihm ihren magischen Ring vor die Nase, woraufhin ihr Gegner sofort zurückschreckte. Das war eine Chance, sofort setzte die junge Frau nach.

Mit einem Tritt ihres langen rechten Beines erwischte sie ihn dort, wo es Männern besonders weh tut, auch der magisch manipulierte Mensch machte da keine Ausnahme. Vor Schmerzen krümmte er sich zusammen, wieder eine Gefahr weniger.

Auch Terry musste kämpfen, doch ihr Gegner war geschickter als die anderen. Zwar kannte auch Terry einige Grundpraktiken moderner Selbstverteidigung, aber die halfen ihr nicht. Einem Schlag konnte meine Freundin noch ausweichen, doch dabei kam sie ins Straucheln und wäre fast zu Boden gefallen. Doch es war ihr Gegner, der sie aufging, aber gleichzeitig hart umfasste.

Der Mann war sehr kräftig, aus diesem Griff würde sich Terry nie befreien könnten. Gleichzeitig hatte er noch ihren Hals umfasst, so dass die Blonde auch keine Luft mehr bekam. Schlimmer war aber noch, dass er dabei zufällig die Kette mit dem kleinen Kreuz um ihren Hals löste, so dass Terrys einzige Waffe zu Boden fiel und unter dem Altar verschwand.

Ich hätte ihr gerne geholfen, aber auf mich kamen gleich zwei Gegner zu. Ich hatte aus der Bankreihe herauswollen, um nach hinten zu fliehen, doch ich war zu langsam gewesen. Nun hatten sie mich gestellt, einer links und einer rechts. Ich konnte nicht mehr weg, nur noch eine Chance blieb mir.

Mit dem Mut der Verzweiflung sprang ich auf die hölzerne Bank, anschließend auf die dicke Lehne, die zum Glück diesen Druck aushielt. Noch bevor die Männer mich ergreifen konnten, hatte ich meinen rechten Fuß vorschnellen lassen und den einen Gegner hart im Gesicht getroffen. Der prallte zurück, aber schon griff Nummer zwei nach mir. Für einen Kampf war es zu spät, deshalb sprang ich kurz entschlossen mit einem gewaltigen Satz auf die Lehne der nächsten Bankreihe und sofort weiter zu Boden.

Ein wenig erinnerte mich meine Aktion an einen James Bond Film, nur sprang der über Krokodile. Ich über Holzbänke, aber es war für mich nicht minder gefährlich. Ich betete innerlich, dass die Lehnen halten würden und ich nicht ins Straucheln kam, und es half. Mit dem letzten Satz landete ich neben Marina, wo ich mich endlich noch einmal umsehen konnte.



Als erstes entdeckte ich Tommy, der einen Gegner erledigt hatte und nun seiner Freundin Terry helfen wollte. Doch er kam nicht mehr dazu, denn der letzte Mann tauchte plötzlich hinter ihm auf und schlug mit einem dicken Knüppel zu.

Ich sah noch, wie Tommy zu Boden sackte, dann packte mich Marina und riss mich mit ihr. Eigentlich wollte ich mich wehren, meinen Freunden helfen, doch sie ließ keinen Widerspruch zu.

„Komm mit, Clarissa, es ist zu spät, sonst erwischen sie uns auch noch!“



„Verfolgt sie, sie dürfen nicht entkommen!“, schrie Asgar und trieb seine Helfer an, doch einige waren arg lädiert.

Tommy hatte einen ausgeschaltet, der das Bewusstsein noch nicht wiedererlangt hatte. Mein einer Gegner hielt sich eine kräftig blutende Nase und Marinas Angreifer hing in einer Ecke und rang nach Luft. So liefen nur zwei der Männer hinter den beiden schwarzhaarigen Frauen her, während Asgar und Jennifer es jetzt auch wagten, näher zu kommen.

Tommy lag am Boden, noch immer bewusstlos, am Hinterkopf blutete eine hässliche Wunde. Derweil hielt einer der Männer immer noch Terry fest, die sich in dem Klammerrgriff keinen Zentimeter bewegen konnte. Immerhin würgte er sie nicht mehr, aber auch so bekam Terry kaum Luft.

„Na, meine Liebe, euch beide haben wir ja zumindest erwischt“, stellte Asgar mit einem gemeinen Lächeln im Gesicht fest.

„Marina und Clarissa werden dich schon erledigen, du feiger Dämon.“

„Oh, feige soll ich sein? Na ja, vielleicht bin ich das auch, aber damit lebe ich sehr gut. Ich lasse andere die Drecksarbeit machen, und du wirst bald dazu gehören, zu meinen Dienern.“

„Niemals!“

„Dies haben andere schon vor dir gesagt und trotzdem nicht Wort gehalten, ha, ha.“

Mit diesen Worten griff er in seinen eigenen Rachen und zog Augenblicke später ein hässliches, graues und schleimiges Etwas hervor und hielt es Terry vor die Nase.

„Na, gefällt er dir?“

„Steck ihn dir sonst wo hin!“

„Keine sehr vornehme Ausdrucksweise, junge Dame. Aber das wird sich bald ändern. Mache deinen Mund auf, los!“

Doch Terry weigerte sich, sie presste ihre Lippen zusammen so fest sie konnte. So fest, dass sich ihr Gesicht verzog und man ihre Entschlossenheit darin gut ablesen konnte.

„Du willst nicht? Schade, aber das ändert nichts. Los, drücke ihr die Nase zu, irgendwann macht sie den Mund schon auf!“, wies er seinen Diener an, der sofort damit begann, dem Befehl Folge zu leisten.

Terry hatte schon vorher kaum Luft bekommen, so hart war der Griff des kräftigen Mannes gewesen. Doch nun drückte er ihr auch noch die Nase zu. Augenblicklich überfiel Panik die blonde Frau, doch sie wollte den Mund nicht öffnen.

Als wäre sie unter Wasser und das tödliche Nass würde gleich in sie eindringen können, so sehr presste sie den Mund zusammen. Gleichzeitig wand sie sich hin und her, soweit es der starke Griff des Fremden zuließ. Aber ihr Gehirn wurde nicht mehr mit Sauerstoff versorgt und ihre Kräfte schwanden schnell. Schon ließ ihre Gegenwehr nach, wahrscheinlich hätte ihr Asgar in diesem Moment schon den Mund aufreißen können, doch er wartete ab. Er wartete ab, bis Terry den Mund selbst öffnen musste.

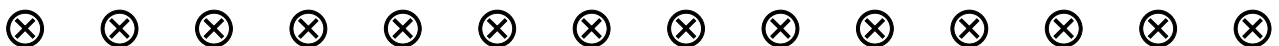
Sofort drang Luft in ihre Lungen, die den wertvollen Sauerstoff ausfilterten, aber sie kam nicht mehr dazu, den Mund wieder zu verschließen. Blitzschnell hatte Asgar zugepackt und seiner Feindin die Öffnung weit aufgehalten.

Gegen die Kraft des Schmiedes kam die geschwächte Terry nicht an. Zwar wehrte sie sich nach Kräften, gerne hätte sie Asgar sogar in die Hand gebissen, aber er war vorsichtig genug. Und plötzlich spürte sie einen Fremdkörper in ihrem Rachen.

Instinktiv versuchte sie ihn wieder auszuspeien, doch das ging nicht mehr. Mit seinen gefährlichen Widerhaken hatte er sich festgesetzt und würde sich auch nicht mehr so schnell von seinem Lieblingsplatz vertreiben lassen.

Gleichzeitig hatten erst Asgar und dann sein Helfer Terry losgelassen, die sich nun nicht mehr wehrte. Sie war zu schwach und versuchte sich auf das Fremde in ihrem Hals zu konzentrieren. Es war ein absolut ungewöhnliches Gefühl, aber das normale Denken hatte für Terry bereits ausgesetzt.

Asgar hatte eine neue Dienerin.



Ich wollte nicht fliehen, wollte meine Freunde natürlich nicht im Stich lassen, aber Marina hatte Recht. Ich konnte hier und jetzt nichts mehr für sie tun, gegen die restlichen Gegner hätten wir beide keine Chance gehabt. Im Kampf mit Dämonen hätten wir anders reagieren können, doch bei diesen veränderten Menschen mussten wir ein wenig Rücksicht nehmen. Zumindest so lange das noch eine Option war.

Und in diesem Moment war Flucht für uns die bessere Option. Während wir in die kleine Sakristei liefen, schaute ich noch zurück. Dabei sah ich Tommy am Boden liegen und Terry im festen Griff eines von Asgar infizierten Mannes. Mir wurde übel bei diesem Anblick, ich hätte kotzen können, dass ich es nicht verhindern konnte.

Innerlich schwor ich mir, meine Freunde zu retten, aber wie? Unsere Chancen standen schlecht, denn die Zahl unserer Feinde wuchs ständig, während wir immer weniger wurden. Was konnten wir zu zweit noch ausrichten? Ich wusste es nicht, aber daran konnten wir derzeit eigentlich gar nicht denken, die Flucht und unsere Freiheit waren erst einmal wichtiger.

Fast unbeholfen stolperte ich hinter Marina her, die mich losgelassen hatte und vor mir herlief. Sie kannte sich aus und führt mich durch die Sakristei zu einer kleinen Tür,

durch die wir das Gotteshaus hinten heraus verlassen konnten. Kurz atmeten wir beide noch einmal durch, bevor wir die Tür öffneten, doch niemand griff uns an.

Unbehelligt konnten wir ins Freie treten, wo uns die Sonne erst einmal blendete, in der Kirche war es vergleichsweise dunkel gewesen. Niemand erwartete uns, das war gut für uns, doch hinter uns hörte ich schon die lauter werdenden Geräusche unserer Verfolger.

„Wohin?“, rief ich Marina zu, die kurz überlegte, dann aber startete, zunächst mal weg von der Kirche.

„Komm mit, ich weiß, wo wir das Dorf ungesehen verlassen können!“, sagte sie noch, und ich folgte ihr, denn ich hatte auch keine echte Wahl.

Wir mussten uns beeilen, denn auf dem Kirchplatz waren wir zu leicht zu entdecken. Unsere Verfolger mussten jeden Augenblick die Sakristei verlassen oder aber vorne aus der Kirche kommen, denn sie würden uns nicht entkommen lassen wollen. Wir waren Zeugen und eine potentielle Gefahr. Das würde Asgar wissen, auch ohne mich wirklich zu kennen. Ich würde es sein, der ihn in der fernen Zukunft töten würde, doch das war eine Information, die ich besser für mich behielt.

Wir hatten inzwischen den Platz um die Kirche verlassen und waren in eine enge Gasse eingetaucht, wo auch nur noch wenig Sonne hinfiel. Umgedreht hatte ich mich nicht mehr, so wusste ich nicht, ob unsere Verfolger unsere Spur aufgenommen hatten oder nicht. Hatten sie uns noch gesehen?

Hoffentlich nicht, sie würden nämlich dann Schwierigkeiten bekommen, uns zu finden. Auf dem Kopfsteinpflaster hinterließen wir keine Spuren, solange man uns nicht hörte.

Marina war derweil weiter durch verschiedene Gassen gelaufen, wobei wir immer versucht hatten, möglichst wenig Lärm zu machen und auch im Schatten zu bleiben. Doch ganz geräuschlos kamen wir nicht voran, hoffentlich wurden wir deshalb nicht entdeckt.

Wir wussten ja auch nicht, wie viele Diener Asgar in Saxton schon hatte. Ausmachen konnten wir jedenfalls keine Verfolger, aber die würden uns vielleicht auch eher umzingeln wollen als nur stumpf hinter uns her zu laufen.

„Puh!“, stöhnte Marina, während sie etwas Schwung herausnahm und mich zu ihr aufschließen ließ.

„Was machen wir jetzt, wir müssen Terry und Tommy doch helfen?“

„Ich weiß es nicht, aber was haben wir für eine Chance? Die anderen sind schon in der Überzahl, und ihre Zahl wird ständig größer. Ich fürchte sogar, dass deine Freunde inzwischen ebenfalls die Seiten gewechselt haben.“

Ich wollte widersprechen, wollte Marina sagen, dass das nie passieren würde, aber eigentlich musste ich wissen, dass das Gegenteil der Fall sein würde. Joanne und Frank Harper hatte sich ebenfalls nicht wehren können, wieso sollten es Tommy und Terry schaffen? Asgar und seine Parasiten waren eine Macht, die wir nicht unterschätzen durften.

„Aber retten müssen wir sie trotzdem. Eine ältere Frau konnte ich auch von den Parasiten befreien, kurz bevor ich Asgar vernichtet habe.“

„Wie hast du das geschafft?“

„Asgar mit einem silbernen Bolzen aus einer Armbrust, seinen Nachwuchs mit Weihwasser.“

„Tja, da haben wir ein Problem, in die Kirche werden wir so schnell nicht zurückgelangen können. Asgar und seine Helfer sind dort, und sonst gibt es hier nirgends Weihwasser.“

„Und wir sind keine Priester, wir können das Wasser nicht selbst weihen.“

„Nein, leider nicht. Also was sollen wir tun?“

„Wie weit ist die nächste Stadt entfernt?“

„Die nächste Stadt? Mehr als 10 Kilometer, das wird ein ordentlicher Marsch werden und lange dauern.“

„Können wir dort Hilfe holen?“

„Ich weiß es nicht, die nächste Stadt gehört nicht mehr zur Grafschaft Saxton. Ich kann dir nicht versprechen, ob sich überhaupt jemand für unsere Probleme interessieren wird. Wer wird uns auch diese Geschichte glauben?“

„Und wenn wir zum Grafen selbst gehen? Wo finden wir den überhaupt?“

„Er hat eine kleine Burg, ein Stück hinter der Stadt. Wir müssten dafür außen um die Stadt herum oder wieder fast ganz hindurch. Aber könnte nicht Asgar dort auch schon seine Diener haben?“

„Möglich, er sucht die maximale Macht, er wird sicherlich den Grafen auch zu einem seiner Diener machen wollen.“

„Können wir ihn warnen?“

„Andere Frage, wird er überhaupt auf uns hören?“

„Ich weiß es nicht. Dich kennt er gar nicht, und mit mir wird er auch wenig anfangen können, wahrscheinlich gar nichts. Vielleicht werden wir nicht einmal zu ihm vorgelassen.“

„Dann sollten wir erst einmal zusehen, dass wir Waffen bekommen, mit denen wir uns gegen die Parasiten wehren können.“

„Schwerter, Äxte oder Armbrüste?“

„Die helfen uns gegen die Menschen, aber ich denke mehr an magische Waffen. Kreuze oder Weihwasser zum Beispiel. Gibt es nicht doch noch eine Kirche in der Nähe, in einem der benachbarten Dörfer vielleicht?“

„Hmmm, in den Dörfern in der Umgebung gibt es Altäre, aber keine Kirchen oder Pfarrer. Aber warte mal, es gibt einen alten Mann, der an einem Fluss in der Nähe wohnt, er war früher mal ein Geistlicher.“

„Können wir dort Weihwasser finden?“

„Das kann ich dir nicht sicher sagen, aber er hatte zumindest immer den Segen der Kirche, er ist nur inzwischen viel zu alt. Er könnte uns vielleicht etwas Wasser weihen, damit wir so die Dämonen bekämpfen können.“

„In Ordnung, versuchen wir das. Wo müssen wir lang?“

„Wir sind schon fast aus der Stadt heraus. Siehst du dort die Stadtmauer schon?“

Ja, ich konnte sie erkennen, brauchte aber nicht zu antworten, denn Marina sprach schon weiter.

„Rechts runter an der Mauer entlang gibt es ein kleines Tor, mehr eine Seitentür, die immer unbewacht ist. Dort können wir die Stadt verlassen, bis zu dem Eremiten ist es nicht mehr sehr weit.“

„Dann los, bevor unsere Verfolger wiederauftauchen!“

Ich lief hinter Marina her, wobei wir zwar versuchten, im Schatten zu bleiben, aber wer wollte, konnte uns auch entdecken. Wie viele Gegner hatten wir? Das ganze Dorf bereits, oder nur einige wenige Menschen?

Ich konnte es nicht sagen, aber ich rechnete lieber mit dem Schlimmsten. Ich musste mich nur daran erinnern, wie es damals gelaufen war. Er konnte in kürzester Zeit eine ganze Stadt von der Größe Saxtons infizieren. Und sich sogar wenig später über das ganze Land verteilen.

Das mussten wir verhindern, aber unsere Chancen standen nicht gut. Zunächst einmal mussten wir dafür die Stadt Saxton verlassen, dafür sah es zumindest etwas besser aus. Die Tür konnte ich bereits erkennen, hoffentlich war sie auch nicht abgeschlossen. Aber da verließ ich mich auf Marina, sie kannte sich ja aus.

Sie war auch als Erste an der Tür. Kurz schaute sie sich noch einmal um, doch zu sehen war niemand. Auch kein normaler Bewohner der Stadt, falls es die überhaupt noch gab. Alles war recht seltsam, aber im Moment konnten wir wenig ausrichten.

Marina hatte die Tür derweil nach außen aufgedrückt und schob sich hindurch, ich hinter ihr her. Ein Glück, die Tür war nicht verschlossen. Einen Augenblick blieben wir noch in der geöffneten Tür stehen, schauten nach draußen, erkannten etwas weiter entfernt die Straße und kurz hinter der Mauer schon ein Waldstück.

Hier würde uns hoffentlich niemand vermuten und deshalb auch nicht finden, dachte ich noch, während sich Marina vorwärtsbewegte. Doch in diesem Moment wurde alles anders.



Asgar und sein Diener ließen Terry etwas Zeit, bis sie sich von den Strapazen der Infizierung erholt hatte. Erst als das Luftholen wieder ruhiger wurde, sprach der Schmied seine neue Helferin an.

„Wie fühlt es sich an, meine Kleine?“, fragte er nur.

„Seltsam, aber gut. Meine Lunge schmerzt noch, aber ich fühle, wie meine Kräfte wiederkehren.“

„Das ist gut, denn ich brauche dich.“

„Wofür, Meister?“

„Werde ich dir erzählen. Doch sage mir vorher, wie ist dein Name?“

„Terry.“

„Gut, Terry, und wie heißt er?“

„Tommy.“

„In Ordnung. Und eure beiden Freundinnen, die sich so ähnlichsehen?“

„Marina und Clarissa. Wo sind sie?“

„Sie sind entkommen.“

„Entkommen? Das heißt sie wissen noch nicht, wie wunderbar es sich anfühlt, einen Körper zu übernehmen und dir völlig zu dienen, Meister?“

„Nein, und das ist nicht gut. Sie sind eine Gefahr für uns.“

„Die wir eliminieren müssen. Oder sie zu deinen Dienern machen.“

„Das wäre am besten.“

„Sollen wir sie jagen?“

„Nein, ihr beide bleibt in meiner Nähe. Wenn ihr mich beschützt, werden Clarissa und Marina es sehr viel schwerer haben, mich direkt anzugreifen. Sie werden es nicht riskieren, euch in Gefahr zu bringen.“

„Ein guter Plan, Meister. Und wie geht es weiter?“

„Zunächst werden wir deinen Freund auch zu einem der Unseren machen, bevor er wieder aufwacht. Ein paar meiner Diener bleiben hier in Saxton und infizieren den Rest der Stadt, anschließend verbreiten wir uns in der Umgebung. Doch das werden wir schon einmal gut vorbereiten. Jennifer!“

Er rief das kleine Mädchen zu sich, das sofort näher herantrat.

„Ja, Meister!“

„Ich habe einen Auftrag für dich. Nimm dir noch diese beiden Männer mit, zusammen geht ihr in die nächste Stadt. Dort werdet ihr euch unauffällig unter der Stadtbevölkerung vermehren und schon mal die Saat legen, damit wir später die ganze Stadt in einem Streich übernehmen können.“

„Wie ihr befiehlt, Meister.“

Jennifer wies zwei der Diener Asgars an, ihr zu folgen, und die gehorchten dem Befehl des kleinen Mädchens. Sie sah so unschuldig aus, war aber eine große Gefahr für alle noch freien Menschen in diesem großen Land.

„Und was machen wir nun, Meister?“, wollte Terry wissen, die noch keinen Auftrag erhalten hatte.

„Du und dein Freund, ihr werdet mich begleiten. Wir statten dem Grafen einen Besuch ab. Ihn brauchen wir noch, um endgültig die Macht zu übernehmen, ha, ha.“



Marina war zwar vorsichtig gewesen und hatte erst mal nach draußen gespäht, bevor sie die kleine Pforte durchritten hatte, aber das war nicht genug gewesen. Denn unsere Gegner hatten sich hinter der Tür im toten Winkel versteckt, dass wir sie nicht hatten sehen können.

Aber sie machten sich dann doch sehr schnell bemerkbar, denn kaum war Marina durch das Tor hindurchgegangen, sprang sie der erste Mann schon von hinten an. Gleichzeitig griff der zweite Mann mich an, wobei er es durchaus geschickt machte, denn er schlug mit der hölzernen Tür nach mir.

Ich stand noch halb in der Tür und sah sie nur noch blitzschnell auf mich zukommen. Für eine echte Reaktion war es schon zu spät, den Aufprall konnte ich nicht mehr vermeiden. Ich hatte immerhin einigermaßen gut gestanden, so dass mich die Tür nur streifte und auch das nur an der Schulter. Doch der Aufprall war mörderisch hart und warf mich zurück und zu Boden.

Schon kam der Fremde, denn ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen, auf mich zu. Wie hatten unsere Gegner das nur so schnell geschafft? Welche dämonischen Kräfte halfen ihnen dabei? Ich wusste es nicht, aber mir wurde mehr und mehr klar, dass wir hier klar im Nachteil waren.

Mein Blick ging kurz hinüber zu Marina, die auch um ihr Leben kämpfte. Der zweite Angreifer, auch ihn kannte ich nicht, hatte sie von hinten umklammert. Doch noch wehrte sich meine Ahnherrin, sie trat nach dem Mann, schlug mit dem Ellenbogen nach ihm und versuchte ihn zu beißen. Als letztes sah ich noch aus den Augenwinkeln, wie sie sich befreien konnte, da war mein Gegner schon wieder heran.

Er stürzte auf mich zu und wollte nach mir treten. Ich sah seinen großen, mit einem schweren Stiefel bedeckten Fuß, auf mich zukommen und rollte mich im letzten Augenblick zur Seite. Der Tritt ging ins Leere, während ich meinen Schwung nutzte, um gleichzeitig ein wenig Distanz zu gewinnen und wieder auf die Beine zu kommen.

Aber der andere war schnell. Ich stand noch nicht wieder richtig, da war er wieder heran und schlug diesmal nach mir. Er hatte auf mein Gesicht gezielt, aber ich konnte mich wegrehen. Den Luftzug spürte ich noch, aber mehr passierte mir nicht. Den Schwung konnte ich aber nicht voll abfangen und taumelte einen Meter rückwärts.

Schon kam der nächste Angriff, diesmal warf sich mein Gegner einfach nach vorne, um mich zu packen. Mit weiten Armen wollte er mich umfassen, wahrscheinlich wäre ich dieser Umklammerung nie mehr entkommen. Doch noch blieben mir ein paar Sekundenbruchteile, in denen ich mein Knie hochriss.

Damit hatte der Mann nicht gerechnet, so wurde er voll erwischt, wo es besonders weh tut. Sein dumpfes Stöhnen hätte mir im Normalfall leidgetan, aber diesmal nicht, es ging um mein Leben und meine Freiheit. Mein Gegner war angeschlagen, aber noch nicht ausgeknockt. Deshalb setzte ich noch einmal nach und wuchtete ihm meine rechte Faust in den Magen.

Das war zu viel für ihn, mit einem weiteren Stöhnen stolperte er zwei Meter zurück, wo er in sich zusammensackte. Schließlich fiel er auf die Seite, hielt sich mit den Händen die getroffenen Stellen und wimmerte nur noch vor sich hin.

Auf der Stelle drehte ich mich herum, ich wollte Marina helfen. Doch ich konnte nur noch zuschauen, wie ihr Gegner seine Lippen auf die Marinas presste, um sie so mit einem der dämonischen Parasiten zu infizieren.



Marina war von dem Angriff der beiden Männer völlig überrascht worden, sie hatte bei der Flucht durch dieses kleine Seitentor nicht mit einer Falle gerechnet. Doch die Infizierten waren schlauer gewesen und hatten genau erraten können, wo Marina sich und Clarissa hatte in Sicherheit bringen wollen.

Was mit Clarissa geschah, konnte sie nicht mehr sehen, sie befand sich irgendwo hinter ihr und musste um ihr Leben kämpfen. Genauso wie Marina, die von dem Mann von hinten umklammert wurde. Ein Mann, den sie entfernt kannte, in der kleinen Stadt kannte ja ohnehin jeder jeden. Aber nun war er zu einer Gefahr geworden, denn er war größer und stärker als die weiße Hexe.

Aber offenbar hatte er nicht mit viel Gegenwehr gerechnet, denn er flüsterte Marina auch schon was ins Ohr.

„Jetzt habe ich dich, bald gehörst du zu uns, kleine Hexe!“

„Niemals!“, schrie Marina heraus, doch niemand konnte es hören, denn eine Hand hatte sich in diesem Augenblick über ihren Mund gelegt.

Doch Marina kämpfte und wehrte sich. Sie biss dem Mann in die Hand, trat nach ihm und wuchtete ihren Ellenbogen nach hinten. Es reichte, um sich kurzfristig zu befreien, doch sie konnte ihren Angreifer nicht außer Gefecht setzen. Er hielt sich die durch den Biss blutende rechte Hand, aber er griff sofort wieder an.

Diesmal frontal, aber auch vorsichtiger. Als Marina ihn schlagen wollte, fing er den Hieb ab und schlug ihr seinerseits kräftig ins Gesicht. Marinas Lippen platzten auf, gleichzeitig verlor sie den Halt und fiel auf den Rücken.

Der Aufprall war hart, doch Marina wollte noch immer nicht aufgeben. Sie wollte sich zur Seite drehen und wieder aufstehen, doch sie war zu langsam. Ihr Gegner packte sie und drückte sie mit aller Kraft zu Boden. Wieder trat Marina nach ihm, doch sie konnte keinen Druck mehr aufbauen und ihren Gegner so nicht verletzen oder irgendwie beeinträchtigen.

Der hatte sich inzwischen ganz auf Marinas Körper gepresst, so dass sie nichts mehr zwischen sich und ihren Gegner bringen konnte. Ihre Arme hielt er fest, schließlich presste er sogar den linken Arm fest unter Marinas Körper. Nun hatte er einen Arm frei, um Marinas Kopf zu ergreifen. Wieder wollte sie sich wehren, aber ihr fehlten die Kraft und die Möglichkeiten dazu.

Mit einem Ruck riss er Marinas Gesicht hoch und presste blitzschnell seine eigenen Lippen auf die der jungen Frau. Damit hatte er auch die weiße Hexe überrascht, die ihren Mund nicht schnell genug geschlossen hatte und im nächsten Augenblick spürte, wie etwas rasant in ihren Mund eindrang.

Sie dachte zunächst an die Zunge ihres Gegners, doch es war etwas Anderes, so dass Marina schon kurze Zeit später nicht mehr die gleiche wie vorher sein sollte.





Es war ein Schock für mich als ich mit ansehen musste, wie der Fremde Marina küsste und wahrscheinlich damit in diesem Moment einen der widerlichen Parasiten übertrug. Konnte ich ihr noch helfen? Ich wollte es, wollte kämpfen, doch der Mann ließ sie schon wieder los. Marinas Gesicht war wieder frei und ich sah, wie sie hustete und würgte, als ob sie etwas ausspeien wollte, es aber nicht schaffte.

Sie war infiziert!

Ein kurzer Blick in ihre Augen bestätigte mir das. Die Freundlichkeit und das Lächeln meiner Ahnherrin waren nicht mehr darin zu sehen, eher eine Mischung aus Überraschung, aber auch Erkenntnis, bis sich dann eine neue Boshaftigkeit darin abzeichnete.

„Und jetzt bist du dran!“, fauchte sie mich an, immer noch unter dem anstrengenden Einfluss der Infizierung bestehend.

Innerlich fluchte ich, denn ich verlor einen nach dem anderen meiner Freunde. Nun war ich alleine, gegen einen übermächtigen Gegner, der wie ein Insektenstaat zusammenarbeitete und schon bald überhaupt keine Gegenwehr mehr dulden würde.

Ich hätte Marina gerne geholfen, aber ich war alleine, und nun hatte ich schon drei Gegner. Der Mann, den ich ausgeschaltet hatte, kam nämlich schon wieder langsam auf die Beine und Marinas Angreifer war gerade dabei, sich umzudrehen. In wenigen Sekunden würden sie wieder über mich herfallen, es gab nur noch eine Chance.

Die Flucht!

Schnell lief ich noch einen Schritt voran und trat dem am Boden liegenden Mann von hinten in den Rücken. Vielleicht würde ich dem Unbekannten damit ein paar Rippen brechen, aber ich musste ihn davon abhalten, mich zu verfolgen. Und ich erreichte mein Ziel, der Mann brach zusammen, viel dabei sogar noch auf Marina, die verzweifelt aufschrie.

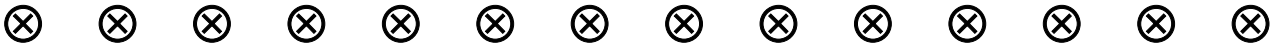
„Packt sie, sie darf nicht entkommen!“

Doch niemand folgte ihrem Befehl, während ich bereits auf den Wald zulief. Dabei schaute ich kurz über die Schulter zurück. Mein Gegner stand bereits wieder, befand sich aber immer noch nicht wieder in Bestform und konnte nicht schon wieder rennen. Auch Marina rappelte sich langsam hoch, dabei fluchte sie und trieb die Männer an. Der eine lief mir noch nach, doch da verschwand ich schon im Wald.

Die Bäume standen sehr dicht und es fiel nur wenig Licht zwischen den Stämmen hindurch. Schon nach wenigen Metern würde ich für meine Verfolger unsichtbar werden, darauf musste ich bauen. Nur leise musste ich sein, außerdem änderte ich nach wenigen Metern ein wenig meine Laufrichtung, so würde ich es meinen Gegnern noch schwieriger machen.

Es war schwer, zwischen den dichten Baumstämmen und den teilweise hoch herausragenden Wurzeln bei nur wenig Licht einen Weg zu finden, doch ich kam gut voran. Doch sollte ich mich über meine gelungene Flucht freuen?

Nein, ich war auch nur ein Mensch, es kam keine Freude auf. Im Gegenteil, Tränen liefen mir die Wangen hinunter und am liebsten hätte ich geschrien. Ich war alleine in einer mir unbekanntem Umgebung, umzingelt von Feinden, zu denen inzwischen auch meine besten Freunde gehörten. Es war wirklich zum Heulen.



**E n d e des ersten Teils**



**Clarissa Hyde Nr. 66 - "Parasiten aus der Vergangenheit"**

Ich hatte es mit einer völlig neuen Situation zu tun, denn nicht nur ein ganzes Dorf jagte mich, sondern auch meine besten Freunde. Ich hatte sie verloren, an Asgar, einen widerlichen Parasitendämon, der fast alle Menschen des Dorfes wie mit seinem Virus infiziert und zu seinen Dienern gemacht hatte.

Nun stand ich Asgar und seinen Dienern ganz allein gegenüber, unbewaffnet, in einer fremden Umgebung und von allen gejagt.

